THEOLOGISCH-PRAKTISCHE
QUARTALSCHRIFT

102. JAHRGANG 1954 3. HEFT

Die aszetische und wissenschaftliche Fortbildung des Priesters

Von Dechant Gottfried Kurka, Gföhl (Niederösterreich)

In der Rhetorik gilt der Satz: ut veritas pateat, placeat, moveat. Das „pateat, placeat" ist bald erreicht, das „moveat" hinkt manchesmal nach. Es ist der Mühe wert, einen Versuch zu machen und einen Priester zu zeichnen, der es in beiden Disziplinen, in der aszetischen und wissenschaftlichen Fortbildung, ernst genommen hat. Es geht hier wie bei einem Bau. Man macht zuerst einen Plan und eine Skizze, oft sogar ein Modell; die Ausführung in der Wirklichkeit ist dann anders. Es fehlen oft die Mittel; man kann nur einen Turm bauen statt zweier, man kann den Turm nur bis zur halben Höhe führen, man muß die Fassade einfacher gestalten und auf Verzierungen verzichten. Bei den schönsten Vorsätzen ist oft das Fleisch schwächer als der willige Geist.

Die Heiligen haben die Gesetze und Vorschriften bis ins Heroische erfüllt; das waren Superlative des Gewöhnlichen, welche die Forderungen weit überboten. Nicht alle können deklarierte Heilige sein, wie nicht in jedem Dorfe eine gotische oder barocke Kathedrale steht. Es muß auch einfache Gotteshäuser geben, in die die Masse des katholischen Volkes strömt. Jedes Kirchlein soll rein und sauber, weihevoll und anheimelnd sein, um die Gläubigen anzuziehen. Die Heiligen, die Gott auf den Leuchter gestellt oder an das Kreuz geschlagen hat, sind die großen Bannerträger, die die Feindeslinien durchbrochen haben, damit wir dann mit der Masse nachstoßen können. Die Heiligen sind die Pioniere, welche das Ödland rodeten, damit wir den Samen Gottes in den Neubruch streuen. Es ist gut, daß man das Beispiel der Heiligen betrachtet, ihre überdimensionale Gottesliebe, ihre die Natur übersteigende Arbeitsleistung, ihre Leidensbereitschaft, die ihre Sehnsucht erst in der Hingabe des Lebens erfüllt sieht. Es ist gut, das Abnormale oder Übernormale an den Gottesriesen zu sehen, damit wir mit einer gewissen Selbstverständlichkeit uns aufraffen, das Normale zu erfüllen.

Für unser Thema ergibt sich folgende Gliederung:

I. Der Priester in seiner Haltung;
II. Der Priester in seinem Wirken.

I.

Der Physiker Archimedes soll das Wort gesprochen haben: Gib mir einen Platz, wo ich stehe, und ich werde die Welt aus den Angeln heben. Einen festen Standpunkt braucht auch der Priester, einen Stand außer der Welt und über der Welt, wenn er die Welt beeinflussen soll. Man kann das priesterliche Haltung nennen. Der Standpunkt des Priesters kann nur die Ewigkeit sein. Heute ist die Welt vom Geschrei des Diesseits erfüllt, vom Hunger nach den Gütern der Erde, von der Gier, die Lust des Fleisches zu genießen und zu stillen. Und wir sehen die Folgen der Einstellung der Kinder dieser Welt. Der Strom des Lebens führt zum Tode. Mit dem zerschellenden Schiffe versinken die Menschen in den Fluten. Der Priester muß dastehen in dieser Welt wie ein Leuchtturm in finsterer Nacht. Stürme umtosen ihn, die Fluten schlagen an ihm empor, er aber sendet sein strahlendes Licht in die Dunkelheit.

Mit diesem Ewigkeitsgedanken und Ewigkeitsbewußtsein sind die Heiligen ruhig und unentwegt durch die Welt geschritten. Man braucht nur Bekanntes anzuführen. Job spricht mitten in seiner Not: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt, ich werde am Jüngsten Tage auferstehen; und meine Haut wird mich wieder umgeben, in meinem Fleische werde ich meinen Gott schauen . . . Diese Hoffnung ruht in meinem Busen“ (Job 19, 25—27). Nicht anders die makkabäischen Brüder und ihre Mutter: „Du Ruchloser, nimmst uns zwar das gegenwärtige Leben, aber der König der Welt wird uns, die wir für seine Gesetze sterben, bei der Auferstehung zum ewigen Leben erwecken . . . Es ist besser, von Menschen dem Tode überliefert zu werden und die Hoffnung zu nähren, von Gott wieder zum Leben erweckt zu werden; denn du wirst nicht auferstehen zum Leben.“ Der dritte gibt Zunge und Hände hin und spricht: „Vom Himmel habe ich diese, aber für Gottes Gesetze verachte ich sie jetzt, denn von ihm hoffe ich sie wieder zu erhalten.“ Die Mutter spricht zum Jüngsten: „Darum fürchte dich nicht vor diesem Henker, sondern zeige dich würdig deiner Brüder und nimm den Tod an, damit ich dich einst mit deinen Brüdern im ewigen Leben wiederfinde“ (2 Makk 7, 9. 14. 11. 29).

Jesus Christus selbst ist der Künder und Spender des ewigen Lebens. „Wer mein Fleisch ißt und mein Blut trinkt, der hat das ewige Leben, und ich werde ihn auferwecken am Jüngsten Tage“ (Joh 6, 54). „Ich bin die Auferstehung und das Leben . . .“ (Joh 11, 25). Die acht Seligkeiten stützen sich auf das ewige Leben. Das ganze Neue Testament will ja nichts anderes sein als ein Führer zum ewigen Leben, gegen welches das irdische Dasein nur Schatten, Rauch und Traum ist. Paulus schreibt: „Wenn wir nur in diesem Leben auf Christus hoffen, sind wir elender als alle

Menschen“ (1 Kor 15, 19). Petrus bezeugt: „Gott hat uns nach seiner großen Barmherzigkeit durch die Auferstehung Jesu Christi von den Toten wiedergeboren zu lebendiger Hoffnung, zu einem unvergänglichen, unbefleckten und unverwelklichen Erbe, das im Himmel für euch aufbewahrt ist“ (1 Petr 1, 3. 4).

Die Heiligen ziehen die Konsequenzen und verlegen den Schwerpunkt ihres Lebens in die Ewigkeit. Sie verstehen die Worte des Herrn: „Ja, jeder, der Haus, Bruder, Schwester, Vater, Mutter, Kind und Acker um meines Namens willen verläßt, wird das Hundertfache dafür empfangen und das ewige Leben erben“ (Mt 19, 29). Franziskus gibt alle irdischen Schätze hin und erwählt die Armut als seine Braut, und die Kirche betet: Franciscus pauper et humilis coelum dives ingreditur, hymnis coelestibus honoratur. Aloisius verzichtet leichten Herzens auf eine Fürstenkrone und sagt: „Quid hoc ad aeternitatem?“ Ein anderer spricht: Ich bin nicht für diese Welt geboren, sondern für die Ewigkeit! Der hl. Bernhard verläßt das väterliche Schloß und alle Bequemlichkeit und tritt in den strengsten Orden ein, um das ewige Heil zu wirken. Wenn es ihm schwer wird, dann wiederholt er die Frage: „Bernarde, ad quid venisti?“ Bekannt ist das Wort der Unbefleckten an Bernadette: „Ich verspreche, dich glücklich zu machen, nicht in dieser Welt, sondern in der Ewigkeit.“

„Sub specie aeternitatis“, das soll Beurteilungsgrundsatz des Priesters sein. Mit den Augen der Ewigkeit soll er die Dinge der Erde betrachten. In dieser Strahlung ändern die irdischen Güter oftmals ihre Farbe und ihren Wert. Wenn sie auf die Waage der Ewigkeit gelegt werden, dann verlieren sie allzuleicht ihr Gewicht und ihre Brauchbarkeit. Den Priester, der von den Ewigkeitsgedanken durchdrungen ist, kann nicht leicht etwas aus der Ruhe und Fassung bringen. Er kann Zurücksetzung, Übergangenwerden, Schikanen, Undank von oben und unten ertragen. Nicht, daß man Ungerechtigkeiten nicht als solche empfinden dürfte; aber man darf sich nicht mit seinem Lebensfahrzeug aus dem Geleise werfen lassen, man darf nicht abstürzen wie ein Bergsteiger, der von einem plötzlichen Schwindel erfaßt wird.

Der hl. Johannes Chrysostomus wird von seinem Bischofsitze vertrieben. Seine eigenen Mitbrüder, der Patriarch Theophilus und eine Anzahl übelgesinnter Bischöfe, beschließen in Chalcedon seine Absetzung. Später behandeln ihn Bischöfe auf seiner Reise nach Caesarea in Kappadozien selbst mit harter Feindseligkeit, so daß er kaum ein Unterkommen findet und traurig schreibt, er fürchte niemand mehr als, wenige ausgenommen, seine Amtsbrüder, er leide Härteres als die Verbrecher in den Gefängnissen und Bergwerken. Seine Wohnung in Caesarea wird sogar von fanatischen Mönchen angegriffen, und kaum vermögen ihn die Soldaten vor ihrer Wut zu schützen. Aber Chrysostomus wandelt im Gedanken an die Ewigkeit, wie er im Kirchlein des Martyrers

Basiliskus die Worte hört: „Tröste dich, Bruder, der morgige Tag vereinigt uns." So kommt seine letzte Stunde heran. Chrysostomus läßt sich umkleiden, empfängt die heiligen Sakramente und mit den Dankesworten: „Ehre sei Gott für alles" haucht er seine Seele aus. Die Ewigkeitsgesinnung des Priesters weiß auch aus dem härtesten Gestein und Erz Gold herauszuschmelzen.

Die Ewigkeitsgesinnung hält den Priester dem Ewigen verpflichtet; er läßt sich fesseln vom ewigen Gott, dessen Fesseln süß, dessen Ketten Ehre sind. Mit tiefer Ergriffenheit fühlt sich der Priester als Mensch ganz als Gottes Eigentum, staunt als Christ über das Beglücktsein der Teilnahme an der göttlichen Natur, möchte als Geweihter des Herrn in der überstürzenden Flut der göttlichen Gnaden mit Petrus sprechen: „Herr, gehe weg von mir, ich bin ein sündhafter Mensch" (Lk 5, 8). Der Ewigkeitsgedanke ist in den Worten des hl. Paulus ausgedrückt: „Unsere Heimat aber ist im Himmel, von wo wir auch den Heiland erwarten, den Herrn Jesus Christus, der den Leib unserer Niedrigkeit verwandeln und dem Leibe seiner Herrlichkeit gleichgestalten wird" (Phil 3, 20—21). Das Stehen in der Ewigkeit könnte sich in der Praxis so äußern, daß wir uns vornehmen, alles so zu sagen und zu tun, daß wir es jederzeit vor Gott und dem ganzen himmlischen Hofe wiederholen könnten. Man könnte das nach bekannten Vorbildern Höhenpfade und Höhenwege nennen, das heißt, die Welt betrachten nicht mit der Blindheit eines Maulwurfes, sondern mit den Adleraugen eines hl. Johannes. Schließlich wird uns die Ewigkeit immer eingehämmert durch die Schlußkadenz der Oration: Per omnia saecula saeculorum — von Ewigkeit zu Ewigkeit. Ist diese Ewigkeitshaltung vielleicht etwas allgemein, man könnte sagen, sie verpflichte alle Menschen, so können wir die Priesterhaltung noch konkretisieren nach den Worten, die der heilige Paulus den Priestern widmet. Die ganze Einstellung des heiligen Paulus ist getragen von einer tiefen Demut. Paulus, Knecht Jesu Christi, nennt sich den geringsten der Apostel, der nicht würdig ist, Apostel zu heißen, weil er die Kirche Gottes verfolgt hat. Wer von uns hätte es nicht irgendwie schon getan? Paulus hat sich seine Wirksamkeit nicht zugute gehalten. „Wehe mir, wenn ich das Evangelium nicht predige" (1 Kor 9, 16). Nicht er hat mehr gearbeitet als alle anderen, sondern die Gnade Gottes, die mit ihm war (1 Kor 15, 10).

Andererseits ist Paulus ganz erfüllt von der N ä h e C h r i s t i, wenn er sagt: „Imitatores mei estote, sicut et ego Christi" (1 Kor 11, 1). Diese „imitatio Christi" steigert sich bis zum letzten, kühnsten Bekenntnis: „Mit Christus bin ich ans Kreuz geschlagen. Nun lebe nicht mehr ich, sondern Christus lebt in mir" (Gal 2, 20). Vielleicht hat man dieses Bekenntnis zum Anlaß genommen, als man die Redensart prägte: Sacerdos alter Christus. Es ist schön

gesagt und hört sich schön an. Oft aber — wir können es an die Brust klopfend bekennen — heißt es, der Priester sei ganz anders als Christus, ein schlechter Ersatz für den Heiland der Welt. „Alter Christus", Spiegelbild Christi in der Welt, die in uns Gottes Sohn wandeln sehen möchte. Christus könnte nicht geleugnet werden, wenn er in uns Wiedergeburt feiern könnte. „Alter Christus", das wäre Gegenstand täglicher Betrachtung, „alter Christus", das wäre aber auch ein Beweggrund zu freudigem Jubel und immerwährender Dankbarkeit für die unverdiente Gnade, mitwirken zu dürfen an der Erlösung der Welt.

„Alter Christus", das bringt uns notwendig auch in eine Beziehung zur Gottesmutter Maria. Wenn Maria dem Sohne Gottes Wegbereiterin in seinem Kommen auf Erden war, wenn sie ihm Diakonin des Kreuzesopfers sein durfte, wie es das Vorbereitungsgebet zur hl. Messe sagt, dann ist sie auch uns Mutter, Schützerin und Helferin in allen Arbeiten und Sorgen unseres Berufes. Das ist unsere marianische Haltung, das ist unsere jungfräuliche Liebe zur schönsten und reinsten unter allen Frauen, eine Liebe, die uns veredelt und uns feit gegen die Versuche, den Priester hinabzuziehen in die schlüpfrigen Gassen der Sinnlichkeit. Nun könnte man die Heiligenlegende aufschlagen und die Heiligen erzählen lassen von ihrer Hingabe an die Königin des Himmels. Ein hl. Bernhard, ein hl. Aloisius, ein hl. Konrad von Parzham, eine hl. Theresia — alle sind den Weg durch Maria zu Jesus gegangen. Marianische Haltung ist uns Priestern auch diese bedingungslose Auslieferung an Gott, das „Ecce ancilla Domini", das uns das Versunkensein in Gott und doch das Nichtversinken so einfach und klar und heldenhaft vor Augen führt. Dieses Versunkensein in Gott, die Konzentration unserer Gedanken auf ihn, dieses Fühlen seiner Nähe, dieses Getragenwerden von seiner Sorge, dieses Durchglühtsein von seinem Geiste! Ein hl. Bernhard, der so viel in die Öffentlichkeit treten mußte, vor Fürsten und Bischöfe, war so in die Gottesschau entrückt, daß er nach Jahr und Tag nicht wußte, wie die Decke seiner Zelle getäfelt war und wieviele Fenster die Kirche zählte. Als er bei einem Besuche in seinem Mutterkloster zur Verwunderung aller auf einem prachtvoll geschirrten Pferde erschien und gefragt wurde, wie er sich zu einem solchen Aufwand verstehen könne, gab er die kindlich offene Antwort, das Pferd sei ihm von einem Bischofe gegeben worden und bis dahin habe er nicht wahrgenommen, wie es aufgezäumt sei.

Die Beispiele ließen sich beliebig vermehren. Wir wollen, den ersten Teil abschließend, an die Worte des hl. Paulus erinnern, die ihn kennzeichnen als Diener Christi und Ausspender der Geheimnisse Gottes (1 Kor 4, 1), der an einer anderen Stelle sagt: „An Christi Statt also walten wir des Amtes, als wenn Gott selbst

durch uns ermahnte" (2 Kor 5, 20). Wir sind als Priester Stimme Gottes an die Menschen. Wir müssen also unsere Worte schöpfen aus den ewigen Tiefen der Gottheit, müssen mit Gott verbunden sein zu einer geheimnisvollen Einheit, sollten uns immer wieder nach einer Inkarnation des Göttlichen sehnen, damit Christus in uns Gestalt gewinne und sich so der Welt offenbare. Das muß schließlich die Haltung des Priesters sein in einer Zeit, in der der Böse alle Reserven in den Kampf wirft, in einer Zeit, in der die Gottesbotschaft jeden Heroismus verlangt. Die Haltung des Priesters: Gott immer in das Antlitz schauen und in nichts seine Freude finden als in Gott allein.

II.

Wenn der Priester von dieser Einstellung erfüllt wäre, dann müßte sie auch in sein ganzes Wirken und Tun ausstrahlen. Das ganze Tagewerk müßte herausfließen aus dem brennenden Feuerofen eines gotterfüllten Herzens. Das müßte dem Priester dann die große Freude schenken, die Berufsfreude, die Arbeitsfreude, die Leidensfreude. Mit dieser Gottverbundenheit würde notwendig eine Tiefenwirkung in den Seelen erzielt werden, in der eigenen Seele und in den Seelen der Gläubigen. Es ist klar, daß diese Gottesliebe nicht stehen bleibt, sondern fortschreitet „de virtute in virtutem", bis man gelangt zur Mannesreife, zum Vollmaß des Alters Christi, bis man hineinwächst in ihn, der das Haupt ist, Christus (Eph 4, 13. 15). Es ist richtig, von einer aszetischen und wissenschaftlichen Fortbildung zu sprechen. Fortbildung ist notwendig, denn Stillestehen heißt einrosten und verkarsten. Die Fortbildung kann eine doppelte sein: eine öffentliche, gemeinsame oder eine private. Die erstere wird geleistet in Kursen und Exerzitien, die zweite muß jeder in seinem eigenen privaten Bereiche betreiben. Es ist klar, daß heute der Priester alle Möglichkeiten erschöpft, sich von Berufenen belehren zu lassen. Das überhebt ihn aber nicht der eigenen privaten Arbeit; im Gegenteil, er wird nur noch mehr angeeifert, daheim fortzusetzen, was unter der Einwirkung des Hl. Geistes begonnen wurde. Es ist ja ganz anders daheim als an Orten, an denen man von einer Hochflut von Eindrücken, Stimmungen und Vorsätzen mitgerissen wird. Im Alltag entpuppt sich manches als grau und düster, was früher schillerte, glänzte und begeisterte. Aber im Alltag, im täglichen Ringen müssen wir voranschreiten, vielleicht nicht mit Riesenschritten, aber doch mit unausrottbarer, eiserner Konsequenz. Die erste Grundbedingung ist der unbeugsame Wille zur Ordnung. Bei dieser Gelegenheit sei auf eine Schrift hingewiesen, die voriges Jahre im Wiener Domverlag erschien: Dr. Karl Schmidt, „Die Tagesordnung des Weltpriesters". Die Schrift wirbt für den Priesterverein Unio apostolica, welcher die Priester in der Welt in einer ideellen

Gemeinschaft zusammenschließen möchte, damit jeder für sich, aber doch durch ein geistiges Band mit anderen verbunden, die wichtigsten Mittel zur aszetischen und wissenschaftlichen Fortbildung anwende. Es sei nur hervorgehoben, was jeder ohne Ausnahme leisten kann. Irgendeine Tagesordnung muß jeder Tag haben, irgendein Ziel und eine Aufgabe. Die Zeit ist eine kostbare Münze, mit der die Ewigkeit erkauft wird. Die Tagesstunden sind wie leere Vasen, die warten, daß sie mit frischen Blumen gefüllt werden. Die Stunden sind wie die Schalen eines Förderbandes, die nicht leer laufen dürfen, sondern beladen werden müssen. Jeder Stunde müßte das Siegel Gottes aufgeprägt werden durch Gebet, Arbeit, Erholung und Nächstenliebe. Wer keine Ordnung hält, kommt zu nichts oder kommt immer zu spät. Die Tagesordnung des Priesters in der Welt kann nicht starr sein wie im Kloster, sie muß elastisch sein und sich den Gegebenheiten anpassen. Man darf sich nicht zuviel vornehmen, damit man nicht an der Nichterfüllung leidet. Die Tagesordnung wird bestimmt durch die hl. Messe, die Schule und andere Funktionen. Die Zeiten sind vorbei, wo ein Pfarrer die Gläubigen auf den Beginn der Messe warten lassen konnte, weil er sich erst waschen, rasieren und frisieren mußte. Jetzt ist die Technik der Uhren soweit fortgeschritten, daß man sich nicht mehr auf den überhörten Stundenschlag ausreden kann. Es ist gut, wenn der Priester frühzeitig aufsteht; die Unio apostolica verlangt eine Stunde vor Beginn der hl. Messe. So kann man ohne Hast sich zum hl. Opfer vorbereiten. Eigentlich sollte der Priester immer der erste in der Kirche sein, damit die Leute ihn sehen. Eine Viertelstunde vor, eine Viertelstunde nach der hl. Messe gibt Gelegenheit zur Praeparatio ad missam, zur Gratiarum actio, zur Betrachtung und eventuell zur Entgegennahme der Beichte. An Sonntagen und Konkurstagen muß natürlich der Aufenthalt im Gotteshaus verlängert werden.

Des Priesters Tagewerk vollzieht sich gewöhnlich in drei Gegebenheiten: Gebet, Arbeit und Opfer. Dr. Schmidt schreibt sehr gut über die Oratio mentalis. Sie kann dem hl. Ignatius folgen oder der Methode von Saint Sulpice, eine Contemplatio sein, ein betrachtendes Lesen und dergleichen. Jeder soll sich nach seiner Art liebend versenken in Gott. Das ist das Beispiel des einfachen Mannes, der vor der hl. Eucharistie in stummem Gebete kniete und sagte: Er schaut mich an, und ich schaue ihn an. Wenn wir mit Freunden zusammenkommen, dann wissen wir zu reden, zu erzählen, zu klagen, zu plaudern, zu planen; wenn wir vor Gottes Angesicht knien, können wir doch nicht auf einmal stumm und taub und gelähmt sein. Dieser geistige Verkehr mit Gott soll den ganzen Tag nicht unterbrochen werden; wir sollen ja stets auf Höhen wandeln und von Zeit zu Zeit Stationen machen, die

eigentlichen Gebetszeiten einschalten, aber die Gebetsstimmung nicht beenden, wenn das Brevier oder der Rosenkranz, den Dr. Schmidt eine Erholung nennt, rezitiert ist. Mit der Lesung eines Kapitels aus der Hl. Schrift, dann einer anderen geistlichen Lesung könnte man, wie Schmidt sagt, die Abschnitzel der Zeit ausfüllen, wie die Apostel die übriggebliebenen Stücklein auflasen, damit sie nicht zugrunde gingen. Über das Beviergebet wird bei allen Priesterexerzitien gesprochen. Das Brevier darf uns nicht Last, sondern muß Freude bedeuten. Die Unio apostolica verlangt Matutin und Laudes ante Missam. Dr. Schmidt empfiehlt, das Brevier möglichst bald unter Dach zu bringen. Die Horen können zu früherer Stunde gebetet werden; sie können den betreffenden Tagesstunden vorauseilen, sollen aber nicht wie Fußmarode nachhinken. Das Brevier könnte das Gerüst sein, in das wir unsere andere Tagesarbeit hineinbauen.

Zum Gebetsleben des Priesters ein Beispiel. Der hl. Franz von Sales liebte das Gebet als persönlichen Umgang mit Gott. Den Morgen eröffnete er mit einer stundenlangen Betrachtung und abends wiederholte er sie meistens an der Hand des Rosenkranzes, den er, in seinen Gemächern auf- und abgehend, betete. Der Rosenkranz war sein treuer Begleiter auf allen seinen Reisen und Wanderungen. Das kirchliche Brevier sah man ihn nie sitzend beten, entweder kniend oder gehend, und er selbst gestand, er sei dabei mehr im Himmel als auf Erden. Den Geist der Andacht und Frömmigkeit, den er morgens im Umgange mit Gott gesammelt hatte, nahm er mit sich in seine Tagesbeschäftigung und übertrug ihn auf alles. Überall sah er Gott, alles bezog er auf Gott und in alles zog er Gott hinein.

Des Priesters vornehmstes Tagewerk ist die hl. Messe. Sie ist der Kernpunkt unseres priesterlichen Seins. Aus der hl. Messe soll uns alle Energie für unser seelsorgliches Wirken zufließen. Die hl. Messe darf uns nicht eine bloße Funktion sein, sie muß uns das geheimnisvolle Erleben der Christusnähe sein. Dabei müssen wir immer beten: Credo, Domine, adjuva incredulitatem meam! Wie stehen wir denn oft da vor dem tremendum sacrificium, dem mysterium fidei, wie unergriffen greifen wir nach der hl. Hostie, die mehr ist als der Saum des Kleides Christi; wie ungerührt beten wir die Orationen vor der hl. Kommunion, wir beten nicht wie Isaias, als er den Herrn schauen durfte. In der hl. Messe ist der Priester wirklich der „alter Christus", der Christi Worte spricht und dem Christi Wandlungsgewalt zu eigen ist. Leben aus der Liturgie heißt, alle Zeremonien mit einer Genauigkeit, Feinheit und Zartheit vollführen, die Christi Bild in den Menschen erstehen läßt. Manche Heilige haben die Zuschauer und Teilnehmer so hingerissen, daß sie meinten, Gott in einem Menschen zu schauen. Der hl. Aloisius teilte die Woche in drei Tage, an denen

er sich auf die hl. Kommunion vorbereitete, und in drei Tage, an denen er Christus für das Wunder dankte. Könnte der Priester nicht auch den Vormittag der Danksagung widmen und den Nachmittag der Sehnsucht und Freude auf den kommenden Morgen weihen? Dann hätte die adoratio, die nie unterbleibt, den doppelten Sinn des Dankes und der Bitte, je nachdem sie den Vormittag oder den Nachmittag begleitet und erhellt. Aus dieser Gemeinschaft mit dem lebendigen Christus muß der Priester die Stimmung gewinnen, von der Petrus sagt: Herr, du weißt alles, du weißt auch, daß ich Dich liebe, und Paulus: „Quis nos separabit a caritate Christi?" (Röm 8, 35). Keine Macht der Welt! Christus wird auf Erden so wenig geliebt, weil die Menschen ihn nicht kennen; wir kennen ihn.

Einige Worte über die A r b e i t des Priesters. Mit dem Ora muß sich das Labora verbinden, im Kloster und in der Welt. Die Arbeit des Priesters ist ja in erster Linie geistige Arbeit, wenn es auch keine Schande ist, manchesmal mit den Händen zuzugreifen. Auch der gottinnige hl. Bernhard hat mit seinen Brüdern auf dem Felde gearbeitet. Besser ist Arbeit als Müßiggang. Wir müssen die Zeit „instanter operando" erkaufen, wir dürfen nicht sorglos schlafen, weil der brüllende Löwe auch nicht schläft, sondern immer auf der Lauer liegt und auf eine Beute äugt. Hart ist die Arbeit in der Schule, härter als Unkraut jäten und Bäume beschneiden. Oft fallen unsere Worte auf den Boden und werden zertreten wie ein lästiger Käfer oder ein Insekt. Und doch darf man den Kindern keinen Stein reichen und nicht an ihnen verzweifeln. Ein heiliger Kanisius, ein hl. Josef Kalasanz sind uns Beispiele, wie wir in anspruchsloser Liebe in den Kindern den Heiland sehen sollen, wenn die Kinder ihm auch nicht ähneln.

Die schönste Arbeit ist wohl die Predigt, noch schöner vielleicht das vorbereitende Sammeln und Erwägen. Wenn man so die Bausteine bereitstellen darf, wenn man das göttliche Wort im Herzen trägt, um es dann Wirklichkeit werden zu lassen, da erlebt man eine heilige Adventszeit wie die Mutter des göttlichen Wortes. Es darf uns nicht verdrießen, auch erfolglos zu predigen. Kanisius fing in Wien vor zehn Zuhörern zu predigen an; in kurzer Zeit genügte für seine Zuhörerschaft kaum die zweitgrößte Kirche der Stadt. Augsburg, wo er mit zwanzig Zuhörern begann, war nach zwei Jahren wie umgewandelt. Wir haben solche Erfolge noch nicht erlebt, weil uns das Charisma der Heiligkeit mangelt. Der hl. Franz von Sales hat in einem Jahre, das er in Paris zubrachte, nicht weniger als 365mal gepredigt. Seine Predigtweise war ganz apostolisch; er hatte in zehn Predigten nicht soviel Latein und Griechisch wie andere in einer einzigen.

Arbeit ist ferner die Kanzlei und der Umgang mit Menschen. Die Liebenswürdigkeit des hl. Franz von Sales würde uns man-

cherlei Enttäuschungen ersparen. Es ist zu bewundern, wenn er einem Advokaten, der ihn eine Stunde lang mit wütenden Schmähungen behandelte, am Ende ganz gelassen sagte: „Mein Herr, reißen Sie mir das rechte Auge aus, und ich sehe Sie mit dem linken noch mit herzlicher Liebe an." Es braucht Selbstbeherrschung, wenn man Leuten, die zur Unzeit kommen, so entgegentritt, als ob ihr Besuch die größte Freude bereitete.

Die dornenvollste Arbeit ist die Tätigkeit im Beichtstuhl. Und doch werden dort die Seelenbrüche wieder eingerenkt, die Wunden geheilt, die Vergiftungen paralysiert. Es ist rührend, wenn man den einfachen, primitiven Beichtstuhl des hl. Klemens Hofbauer in Wien sieht oder den Beichtstuhl des heiligen Pfarrers von Ars. Auf diesen harten Brettern haben sich Wunder der Gnade vollzogen. Was haben die Heiligen aus dem Bußsakramente gemacht! Wie hat man ihre Beichtkästen belagert, weil man wußte, daß ein barmherziger Samaritan den Verblutenden mit liebenden Armen aufnimmt und pflegt. Salus animarum muß die suprema lex sein, die alle Beschwerden leicht macht.

Alle diese Arbeiten verlangen wissenschaftliche Fortbildung des Priesters. Die Unio apostolica verlangt täglich eine halbe Stunde Beschäftigung mit religiösen Studien. Wir alle haben in der Theologie zu wenig gelernt und zu viel vergessen. Zur Zeit der Reformation war die Unwissenheit des Klerus die Einbruchsstelle für die Neuerer. Wissen ist Macht, gilt auch hier. Der Gedanke an eine „dritte Probation" ist ein Beweis, daß die Ausbildung des Klerus noch immer nicht die gewünschte Höhe erreicht hat. Auch die Veteranen im Klerus brauchten öfters eine religiöse Studienwoche, bei der sie über die Forderungen der neuen Zeit unterrichtet werden. Man soll nicht nur auf die Jungen Bedacht nehmen und uns zum alten Eisen werfen, das nur mehr zum Verschrotten taugt. Notwendig sind sicher häufige Priesterkonferenzen, wenn nicht monatlich, so doch sechsmal im Jahre. Hier soll eine aszetische Ansprache und ein wissenschaftliches Referat wieder eine Geisteserneuerung in doppelter Hinsicht sein. Es darf uns wirklich keine Arbeit zu schwer und zu mühsam sein, wenn wir uns selbst auf der Höhe erhalten und andere zur Höhe führen wollen. Ein Beispiel ununterbrochener Arbeit ist der hl. Alfons, der das Gelübde abgelegt hatte, keine Zeit zu verlieren und jeden Augenblick zu benützen. Nicht anders war der hl. Thomas von Aquin, der, in Denken versunken, an der Tafel Ludwigs des Heiligen ausrief: „Jetzt habe ich es, ein unumstößlicher Beweis gegen die Manichäer", und der auf seinem Sterbebette im Zisterzienserkloster Fossanuova noch eine Erklärung des Hohenliedes diktiert haben soll. Potuerunt hi ... quare non nos?

Noch obliegt es uns, ein Wort über das Opferleben des Priesters zu sagen. Bekannt ist der Ausspruch der Mutter Don

Boscos, als ihr Sohn die heilige Weihe empfangen hatte, die ihm die Vollmacht gab, das heilige Opfer darzubringen und sein eigenes, persönliches Opfer anzuschließen, damit er nach dem Worte des hl. Paulus am eigenen Leibe erfülle, was am Leidensmaße Christi noch abzutragen ist. Es kommt seinem Leibe, der Kirche, zugute (Kol 1, 24). Bekannt ist auch das Leidensprogramm des Apostels im 4. Kapitel des 1. Korintherbriefes: Maledicimur et benedicimus . . . Der hl. Ignatius führt uns in das Opferleben des Priesters ein, wenn er in seiner Betrachtung über die drei Grade der Demut den Exerzitanten dahin zu führen sucht, daß er um Christus, unseren Herrn, mehr nachzuahmen und um ihm in der Tat ähnlicher zu werden, eher mit dem armen Christus Armut wolle und wähle als Reichtum, mit dem schmacherfüllten Christus eher Schmach als Ehren, und eher darnach verlange, für einfältig und töricht gehalten zu werden um Christi willen, der zuerst als solcher betrachtet wurde, als für weise und klug in dieser Welt. Es ist die Zeit vorbei, wo der Priester ein gemächliches, sorgenfreies und bequemes Leben führen konnte. Heute, wo Christus in seiner Kirche bekämpft, verfolgt, ja in seinen Gliedern eingekerkert und gekreuzigt wird, wollen wir es nicht besser haben als er. Praktisch äußert sich das Opferleben des Priesters in den drei Gelübden: der Armut, der Keuschheit und des Gehorsams, die wir Weltpriester wohl nicht gelobt, deren Geist aber auch uns beseelen muß.

Armut heißt Verzicht auf Luxus, Gemächlichkeit, Ehre, Ansehen und Erfolg. Armut heißt Zufriedenheit mit jeder Arbeit und mit jedem Posten. Armut heißt Mäßigkeit in Speise und Trank, Einfachheit in Kleidung und Wohnung. Das heißt nicht, daß wir Styliten oder Reklusen sein müßten oder daß wir in einer Kutte aus Kamelhaaren einhergehen sollten und nie ein Bad nehmen dürften. Das würde heute keinen Menschen anlocken, aber die Kultur und ihre Wohltaten sollen uns dazu dienen, fähiger und bereiter zu sein zur Arbeit am Reiche Gottes. Ein weichlicher Priester ist heute ein Anachronismus.

Keuschheit ist Verzicht auf irdische Liebe, auf Ergänzung durch ein weibliches Du, auf Anhänglichkeit an irgendwelche erlaubte sinnliche Freuden, ist Einsamkeit mit Gott. Es gibt nur ein Weib, dem der Priester rückhaltlos sein Herz schenken kann, das ist die schönste aller Frauen, Maria, des Priesters Liebe. An dieser Stelle sei bemerkt — Ausnahmen bestätigen die Regel —, daß das Weib dem Priester manchmal Anregung, Stütze, Hilfe und Halt sein kann. Dann müssen aber beide Heilige sein, wie Benedikt und Scholastika, Franziskus und Klara, Franz von Sales und Johanna von Chantal.

Gehorsam ist Verzicht auf Eigenwillen, ist das gelebte „Fiat voluntas tua, sicut in coelo et in terra". Gehorsam ist treueste Pflichterfüllung, Einhaltung der Tagesordnung und Benützung der

Zeit. Gehorsam ist kindliches Ergreifen der Vaterhand Gottes, Gehorsam ist die große Demut, die sich selbst vergißt und nur auf Gott schaut, der uns Reichtum, Befriedigung und Freiheit ist.

Ich stehe am Ende. Die Gedanken mußten von der Seele geschrieben werden. Es sind viele Worte, und doch ist nicht alles gesagt, vielleicht ist auch ein brauchbares Wort darunter. So könnte der Priester aussehen, an dem die kirchlichen Vorschriften Blut und Leben angenommen haben. Versuche es an Dir! Quantum potes, tantum aude! Der Priester in seiner Haltung und Einstellung: ganz in Gott; der Priester in Gebet, Arbeit und Opfer: ganz für Gott. So soll unsere Bereitschaft in das Wort ausklingen: Ecce adsum, quia vocasti me! Fiat!

Catholici cleri Mater amantissima

Von Dr. E. Schwarzbauer, Linz a. d. D.

Wenn in diesem Marienjahr irgendein Stand der Kirche sein Verhältnis zu Maria überdenken und vertiefen soll, ist es sicherlich an erster Stelle der Priesterstand. Diesem Anliegen wollen die folgenden Gedanken dienen. Der Reihe nach hören wir auf die Stimme der Päpste, der Theologie und auf die Stimme Christi selber.

Die Stimme der Päpste

Auffallend ist die Tatsache, daß die letzten Päpste mit immer stärkerem Nachdruck die Priester an Maria weisen. Pius X. schließt sein Mahnwort an den katholischen Klerus „Haerent animo" mit den Worten: „Unsere Wünsche, die wir für euch hegen, vertrauen wir, damit sie sich um so schöner erfüllen, der allerseligsten Jungfrau und Gottesmutter an, der Königin der Apostel. Sie hat ja die glücklichen Erstlinge des Priestertums durch ihr Beispiel belehrt, einmütig im Gebete zu verharren, bis die Kraft aus der Höhe über sie komme; eben diese Kraft hat Maria den Aposteln durch ihre Fürbitte gewiß in noch reicherem Maße vermittelt, wie auch mit ihrem Rat vermehrt und gefestigt, zum gesegneten Erfolg ihres Wirkens."[1]) Drängender schon sagt Pius XI. in seinem Priester-Rundschreiben „Ad catholici sacerdotii": „Die Frömmigkeit des Priesters muß sich gewiß an erster Stelle in kindlicher Liebe auf den Vater im Himmel richten. Sie muß sich aber auch auf die Gottesmutter erstrecken, und zwar mit einer größeren Innigkeit beim Priester als beim gewöhnlichen Gläubigen. Zwischen den Beziehungen des Priesters zu Christus

---

[1]) Pius X., Haerent animo, vom 4. August 1908, ASS XLI (1908) 577.

und denen Marias zu ihrem göttlichen Sohn besteht ja eine besonders wahre und tiefe Ähnlichkeit."[2])

Am nachdrücklichsten aber, am ausführlichsten und theologisch tiefsten äußert sich über das Verhältnis des Priesters zu Maria Pius XII. in seinem apostolischen Mahnwort „Menti nostrae". Schon die Heranbildung der Theologen im Priesterseminar soll marianisch sein: „Größte Freude wird die Kirche empfinden, wenn die Theologen mit der Verehrung des allerheiligsten Altarssakramentes eine besondere Andacht zur allerseligsten Jungfrau Maria verbinden, eine Andacht, die ihr Herz antreibt, sich ganz der Gottesmutter anzuvertrauen und das Beispiel ihrer Tugenden nachzuahmen. Ein Priester, der in der Jugend sein Herz mit einer besonderen Liebe zu Jesus und Maria erfüllt hat, wird später ein ausgezeichneter, kluger und erfolgreicher Priester sein."[3]) Über die Muttergottes-Verehrung des geweihten Priesters sagt der Papst: „Die Priester dürfen auf Grund eines besonderen Titels Kinder der Jungfrau Maria genannt werden. Darum müssen sie Maria mit glühender Verehrung lieben, voll Vertrauen anrufen und häufig um ihren mächtigen Schutz anflehen."[4]) Ein Lieblingsgebet des Priesters sei der Rosenkranz: „Wie es die Kirche selber empfiehlt[5]), sollen die Priester nach Möglichkeit täglich den Rosenkranz beten. Durch dieses Gebet werden uns auch die Mysterien des göttlichen Erlösers zur Betrachtung vorgelegt, und wir werden durch Maria zu Jesus geführt."[6]) Besonders in Schwierigkeiten persönlicher und seelsorglicher Art wende sich der Priester an Maria: „Wenn ihr peinvoll erfährt, wie schwer es ist, auf dem mühevollen Weg eurer Heiligung voranzukommen und eure priesterlichen Pflichten zu erfüllen, dann erhebt vertrauensvoll euer Auge und euer Herz zu Maria. Sie ist die Mutter des Ewigen Hohenpriesters. Sie ist daher auch die liebevollste Mutter des katholischen Klerus (Quae Aeterni Sacerdotis cum sit Genetrix, catholici quoque cleri est Mater amantissima)."[7]) An Mariens Liebe darf der Priester niemals Zweifel hegen: „Denn wenn die jungfräuliche Gottesmutter alle (Christen) mit heißer Liebe umfängt, dann doch gewiß in besonderer Liebe die Priester, die das lebendige Abbild Christi in sich tragen."[8]) Pius XII. schließt sein Rundschreiben mit der herzlichen Anempfehlung aller Priester an Maria: „Innig empfehlen wir der erhabenen Gottesmutter, der Mittlerin der himmlischen Gnaden, alle Priester auf der ganzen

---

[2]) Pius XI., Ad catholici sacerdotii, vom 20. Dezember 1935, AAS XXVIII (1936) 24.

[3]) Pius XII., Menti nostrae, vom 23. September 1950, AAS XLII (1950); zitiert nach der Herder-Ausgabe, Wien 1951 (abgekürzt MN) Nr. 95.

[4]) MN 46.
[5]) CJC can. 125.
[6]) MN 46.
[7]) MN 128.
[8]) MN 129.

Erde. Auf ihre Fürsprache hin gewähre euch Gott eine überreiche Ausgießung seines Glaubens, der alle Priester zur Heiligkeit anhalte und die Menschheit sittlich erneuere."[9]) „Ecce Mater tua!" Das ist der Ruf, den die Statthalter Christi immer dringender an die Priester richten.

Die Stimme der Theologie

Haben die Päpste recht, wenn sie Maria und die Priester so enge miteinander verbinden? Wird durch die Priesterweihe ein engeres Verhältnis zwischen Maria und Priester begründet, als es auf Grund der Taufe und Firmung bestand? Gebührt Maria der Titel „Catholici cleri Mater amantissima"? Alle diese Fragen dürfen mit Ja beantwortet werden. Maria ist in der Tat „Mater cleri", Mutter der Priester. Sie ist es aus einem zweifachen Grunde: als Mutter Christi und als Mutter der Kirche.

Damit ist schon gesagt, daß sich das enge Verhältnis zwischen Maria und Priester keineswegs auf die Gemeinsamkeit des gleichen Priestertums stützt. Maria hat nie zum hierarchischen Priestertum gehört. In der biblischen Schilderung der sich auf die Herabkunft des Hl. Geistes bereitenden Urkirche in Jerusalem wird das hierarchische Priestertum und Maria voneinander geschieden. Maria wird eindeutig zu den Frauen und Brüdern des Herrn, also zu den Laien, gerechnet.[10]) Auch die Tradition hat Maria niemals das Weihepriestertum zuerkannt.[11]) Ja das Lehramt hat die bildliche Darstellung und Benennung Mariens als „Virgo-Sacerdos" sogar verboten[12]).

Doch wenden wir uns den beiden Gründen zu, derentwegen wir Maria Mutter der Priester nennen.

Mater cleri, quia Mater Christi

Den ersten Grund für die Mutterschaft Mariens an den Priestern gibt Pius XII. mit den Worten an: „Weil Maria die Mutter des Ewigen Hohenpriesters ist, ist sie auch die liebevollste Mutter des katholischen Klerus."[13]) Dies ist zunächst so zu verstehen: Im Schoße Mariens hat der Sohn Gottes die menschliche Natur angenommen und ist dadurch der Hohepriester schlechthin geworden. Da der menschliche Priester an Christi Priestertum teilnimmt und es fortführt, hat Maria mit Christus, dem einen Hohenpriester, alle Priester der Kirche sozusagen mitgeboren. Die Äußerung des

---

[9]) MN 130.
[10]) Apg 1, 12—14.
[11]) R. Laurentin, Marie, l'Église et le Sacerdoce, Paris 1952; vgl. H. Lennerz in „Gregorianum" 34 (1953) 94 ff.
[12]) H. Lennerz, De Beata Virgine, Rom 1935, Nr. 232; Merkelbach, Mariologia, Paris 1938, S. 336, Anm. 2.
[13]) MN 128.

Papstes kann aber noch tiefer gesehen werden. Als zweiter Adam und zweite Eva bilden Christus und Maria ein einziges Erlösungsprinzip. Ändert sich nun das Verhältnis zum einen Teil, so ändert sich notwendig das Verhältnis auch zum anderen Teil. Für den Fall also, daß der menschliche Priester durch die Priesterweihe eine neue, engere Bindung an Christus, den Ewigen Hohenpriester, eingeht, ist die notwendige Folge auch ein engeres Verhältnis zu Maria. Dies ist nun tatsächlich der Fall bei der Priesterweihe. Der Faktor, der den Priester in eine neue Beziehung zu Christus und damit auch zu Maria bringt, ist der Character sacramentalis der Priesterweihe. Durch ihn erfolgt ja bekanntlich eine nicht bloß moralisch-juridische, sondern seinsmäßig-ontische Gleichformung und Gleichprägung mit dem Hohenpriester Jesus Christus, eine „configuratio cum Christo Sacerdote", eine so innige Vereinigung mit Christus, daß der Priester „ein lebendiges Abbild Christi", ja ein „alter Christus" wird, aus dessen Wesenstiefen uns die Züge und das Antlitz Christi entgegenleuchten. Nun verstehen wir, warum Maria ihre mütterliche Liebe, die sie zu dem Hohenpriester Jesus Christus hegt, auch auf den menschlichen Priester ausdehnt, ja ausdehnen muß: sie erblickt im menschlichen Priester ihren eigenen hohenpriesterlichen Sohn.

Die Richtigkeit dieser Überlegungen bestätigt Pius XII. mit den ausdrücklichen Worten: „Der Priester ist ein ‚alter Christus'; denn er ist mit dem unauslöschlichen Merkmal gezeichnet, das ihn sozusagen zu einem lebendigen Abbild unseres Erlösers macht."[14]) „Wenn daher die jungfräuliche Mutter alle (Glieder Christi) in glühender Liebe umfängt, dann gewiß in besonderer Weise die Priester; tragen sie doch das lebendige Abbild Christi in sich."[15]) Die Gleichprägung und Quasi-Identifikation Christi, des Hohenpriesters, mit seinem menschlichen Priester durch den Character sacramentalis Ordinis ist also der erste Grund dafür, daß Maria Mutter der Priester ist. Maria steht demnach nicht nur neben dem Taufbrunnen, sondern auch am Weihealtar. Sobald der Bischof, der Stellvertreter ihres hohenpriesterlichen Sohnes, seine Hand auf den Neugeweihten legt, legt sozusagen auch Maria ihre Mutterhand auf ihn, um ihn unter ihren besonderen mütterlichen Schutz zu nehmen. Es ist daher voll tiefen Sinnes, wenn der junge Priester die erste der drei aufgetragenen Messen zu Ehren des Hl. Geistes feiert, der ihm mit glühendem Finger das Weihemal eingegraben hat, die zweite aber zu Ehren Mariens, der er von jetzt an in besonderer Weise unterstellt ist. Mariens Mutterliebe zum Priester beruht letztlich auf dem Weihecharakter. Da dieser aber niemals mehr verloren werden kann, weder durch

---

[14]) MN 6.

[15]) MN 129; Pius XII., Mediator Dei, vom 20. November 1947, AAS XXXIX (1947) 539, Z. 1—19; abgekürzt MD.

Lauheit noch durch Sünde, ja nicht einmal durch Apostasie, ist dem Priester Mariens Mutterliebe immer sicher. Niemals — weder in der Abenddämmerung der erkaltenden Liebe noch in der Nacht des Abfalls — ist der Priester allein; gerade dann ist Maria bei ihm als die catholici cleri Mater amantissima. Sollte im Marienjahr die Besinnung auf diese enge Verbindung mit Maria nicht wieder mehr ins Bewußtsein der Priester rücken?

Wenden wir uns dem zweiten Grund zu, auf dem Mariens Mutterschaft den Priestern gegenüber aufruht.

Mater cleri, quia Mater Ecclesiae

Maria ist ferner Mutter der Priester, weil sie Mutter der Kirche ist, die wesentlich priesterlich strukturiert, ja, ohne Priestertum gar nicht denkbar ist. Damit ist schon gesagt, was wir hier unter Kirche verstehen. Gemeint ist nicht die bloße Summe aller Gläubigen, sondern die Heilsanstalt, die Christus während seines öffentlichen Lebens gegründet und am Kreuze mit seinem lebensspendenden Hl. Geist erfüllt hat; die Heilsanstalt, deren Haupt Christus, deren Seele der Geist Christi ist, welcher Christus selbst eine lehramtliche, juridische, sakramentale und charismatische Gliederung verlieh; die Heilsanstalt, durch deren Lehr-, Priester- und Hirtenamt Christus als Lehrer, Priester und König weiterwirkt; die Heilsanstalt, deren Ziel es ist, durch ständige Zunahme nach außen und innen (numero et merito) das Heilswerk Christi fortzusetzen, bis am Ende der Zeiten — im Reiche der Herrlichkeit — das volle Wachstum erreicht ist. Dieser Kirche gegenüber hat Maria wahrhaft mütterliche Funktionen ausgeübt und übt sie noch immer aus. Mütterlich betätigt sich Maria, wie wir sehen werden, beim Werden, beim Wachstum und bei der Vollendung der Kirche. Weit entfernt, die „Innerkatastrophe der katholischen Kirche" zu sein[16]), ist Maria die mütterliche Herzmitte des mystischen Herrenleibes und aller seiner Heilsorgane, nicht zuletzt des Priestertums, ja — so widersprechend das klingen mag — „ihre existierende Idealität"[17]).

1. Mater Ecclesiae nascentis. Mütterlich war die Funktion Mariens bereits beim Werden der Kirche. Pius XII. betont dies eindringlich in der zwar kurzen, aber theologisch gesättigten Mariologie, mit der er sein Rundschreiben über den mystischen Herrenleib schließt.[18]) Wir beschränken uns auf einen bloßen Kommentar der päpstlichen Darlegungen[19]).

---

[16]) Josef Chambon in „Deutsches Pfarrerblatt" 50 (1950) 19—21.

[17]) O. Semmelroth, Urbild der Kirche, Würzburg 1950, S. 103.

[18]) Pius XII., Mystici Corporis, vom 29. Juni 1943, AAS XXXV (1943) 248 (abgekürzt MC).

[19]) E. Schwarzbauer, Die Kirche in der Sicht der Enzyklika „Mystici Corporis", Linz a. d. Donau 1946.

a) Durch Mariens freies, von Gott selbst eingeholtes Jawort[20]) wurde bei der Empfängnis Christi in ihrem Schoße der das übernatürliche Leben der Kirche bergende und spendende Eckstein gelegt. „Im Heiligtum ihres unberührten Mutterschoßes wurde der Sohn Gottes Mittler zwischen Gott und den Menschen. Dort wurde er als Mensch gesalbt mit den Gnaden und Gaben des Hl. Geistes. Dort wurde seine Seele und sein Leib geheiligt, damit sie beim Werke der Erlösung ein williges Werkzeug seien. Dort schaute er mit seinem menschlichen Verstande zum ersten Male in Gottes Glorienlicht seine Auserwählung als Hoherpriester. Dort hörte er vom Vater alle Wahrheit, die er uns kundtun mußte. So wurde Christus in diesem hochheiligen Marientempel zum König, Priester und Propheten gesalbt, bekleidet also mit den drei messianischen Ämtern, deren Übertragung auf die Apostel und ihre Nachfolger durch alle Zeiten hin das unverrückbare und unerschütterliche Fundament der einen universellen Kirche bilden sollte, die hier auf Erden das Werk des Gottmenschen fortsetzen muß bis zum Ende der Tage. Allein dadurch schon ist Maria die Kathedrale, worin sich die höchste Priesterweihe vollzog, die je auf Erden erteilt worden ist. Und dadurch ist sie die Mutter aller Kirchen geworden, in einem tieferen Sinn als die Basilika St. Johann im Lateran, die wir als mater et caput omnium ecclesiarum rühmen."[21]) Mit Christus und in Christus schenkte uns also Maria das Haupt der Kirche; die Seele der Kirche, den Hl. Geist; die Wesenseigenschaften und das Ziel der Kirche; die gottmenschliche Struktur und das übernatürliche Leben aller Glieder. Nicht zuletzt gebar uns Maria in Christus, dem einen Hohenpriester, das Priestertum, dessen Träger die menschlichen Priester sind. Mit Recht nennen wir daher Maria „Mutter der Kirche" und „Mutter der Priester". In Christus hat sie uns beides geboren. In der Heiligen Nacht ward sie Mutter des Hohenpriesters, damit seines mystischen Leibes wie auch seiner Heilsorgane, nicht zuletzt der Priester.

b) Wurde in der Stunde der Empfängnis und der Geburt Christi durch Mariens Jawort das Fundament der Kirche und des Priestertums gelegt, so erfolgte in den drei Jahren der öffentlichen Tätigkeit Jesu der Aufbau der Kirche. Zunächst führte der Herr den äußeren, juridischen, organisatorischen Aufbau durch. Christus sammelte, wie wir aus der Bibel wissen, Jünger und Mitarbeiter; band sie in Glauben, Liebe und Gehorsam an sich; formte aus ihnen eine Gemeinschaft mit Unter- und Überordnung, Rechten und Pflichten; übertrug dem Kollegium der Zwölf die dreifache

---

[20]) K. Rahner, Die unbefleckte Empfängnis, in „Stimmen der Zeit" 79 (1953/54) S. 243.

[21]) P. S. Tromp S. J., Die Sendung Mariens und das Geheimnis der Kirche, in „Theologie und Glaube" 43 (1953) 402—403; abgekürzt: Tromp, Die Sendung Mariens.

Sendung des Lehr-, Priester- und Hirtenamtes, mit der ihn der Vater gesandt hatte, und beendete den Aufbau der kirchlichen Organisation mit der Übertragung des Primates an Petrus, der an Stelle und in der Vollmacht des unsichtbaren Hauptes nach Jesu Himmelfahrt die Kirche lenken und leiten sollte. Auch hier stoßen wir auf Mariens Mutterschaft gegenüber der Kirche. Maria ist es nämlich, die den Aufbau des sichtbaren „Leibes" der Kirche durch ihr Eingreifen einleitet und beschleunigt. Die gesamte Bewegung, die mit der Berufung der Jünger beginnt und mit der Übertragung des Primates endet, wird von Maria ausgelöst. „Auf Mariens Fürbitte hin", sagt Pius XII. kurz und summarisch, „hat ihr eingeborener Sohn zu Kana in Galiläa das Wunderzeichen gewirkt, auf das hin seine Jünger an ihn glaubten."[22]) Am Anfang aller priesterlicher Berufung — nicht nur damals, sondern auch heute — scheint Maria zu stehen. Durch sie werden die von Gott seit Ewigkeit Berufenen zu ihrem Ziel, dem Priestertum und dem Apostolat der Kirche, geführt.

c) Die Krönung der mütterlichen Funktion Mariens gegenüber Kirche und Priestertum brachte der Karfreitag. In dieser Schicksalsstunde der Schöpfung wirkte Maria mit, daß die äußerlich organisierte Kirche auch das innerlich belebende und beseelende Leben des Hl. Geistes und seiner Gaben erhielt und so zu der vom Geiste Christi erfüllten „Heiligen Kirche" wurde.

Als Jesus von Jericho nach Jerusalem hinaufstieg, um seine Passion zu beginnen, war das Äußere der Kirche, ihre sichtbare Organisation, abgeschlossen. Sie umfaßte Mitglieder, Lehrer, Priester und Jurisdiktionsträger, die in einer monarchischen Spitze ihre Zusammenfassung fanden, endlich festumrissene Lehren und Ziele. Nur eines fehlte: das Lebensprinzip, das diesen sichtbaren sozialen Leib innerlich belebte und aus einer leblosen natürlichen Organisation zu einem lebendigen übernatürlichen Organismus machte. Es fehlte die Kraft, welche die Kirche befähigt, in ihrem Lehramt unfehlbare Wahrheit, in ihrem Hirtenamt absolut sichere Führung und in ihrem Priesteramt göttliches Gnadenleben zu vermitteln. Es fehlte der Kirche mit einem Wort der Hl. Geist, der Spiritus vivificans, mit allen seinen übernatürlichen Gaben und Gnaden. Als Christus, das Haupt der Kirche, für die Sünden der Menschheit starb, wurde auch dieses letzte Element der Kirche gegeben. Durch den Sühnetod seines Sohnes versöhnt, legte der Vater seinen Zorn gegen die Menschen ab und gab dem Gottmenschen die Macht und das Recht, der von ihm gegründeten Kirche den Hl. Geist zu schenken, auf daß sie ihn an die Menschheit weitergebe. Als Jesu menschliches Herz brach und er seinen menschlichen Geist seinem Vater zurückgab, wurden die Wasser

[22]) MC 247, Z. 24—27.

des Hl. Geistes entbunden und rauschen seither aus dem Herzen des großen Durchbohrten in die Kirche. Aus Jesu Herzen empfängt die Kirche ihr göttliches Lebensprinzip und wird so zur Mutter der Lebendigen. Des Erlösers Tod ist der Kirche Leben. Mit Recht darf die Kirche von sich sagen:

„Ich bin aus Leid geboren.
Ich bin aufgeblüht aus fünf heiligen Wunden.
Ich bin gewachsen am Baum der Schmach.
Ich bin erstarkt am bitt'ren Wein der Tränen —
Ich bin eine weiße Rose in einem Kelch voll Blut."[23])

Geburt der Kirche am Kreuze! Wie wußte die Kirche stets um diese heilige Stunde ihres Werdens! Von der Abschiedsszene am Strande von Milet, wo Paulus den weinenden Presbytern Kleinasiens die „durch Gottesblut erworbene Kirche" empfiehlt[24]), über das Konzil von Vienne im Jahre 1311[25]) bis zur Enzyklika „Mystici Corporis" des Jahres 1943 führt eine ununterbrochene Linie. Für ihre Kontinuität sorgten die römischen Päpste[26]) und die Liturgie des Karfreitags, die an jedem Todestag Christi die großen Fürbitten anstimmt für die heilige Kirche Gottes, die heute geboren ward.

Aus Jesu Herzen stammt die Kirche. Aus Jesu Herzen stammen aber auch die Sakramente. Dies ist uralte Vätertradition.[27]) Augustinus z. B. sagt: „Dormit Adam, ut fiat Eva: moritur Christus, ut fiat Ecclesia. Dormienti Adae fit Eva de latere: mortuo Christo lancea percutitur latus, ut profluant sacramenta, quibus formatur Ecclesia."[28]) Noch Thomas spricht voll mystischer Innigkeit von den „sacramenta, quae de latere Christi pendentis in cruce fluxerunt".[29]) Die Liturgie des Herz-Jesu-Festes hat diese alte Tradition wieder aufgenommen. Im 1. Vesperhymnus singt sie: „Ex hoc (Corde) perennis gratia ceu septiformis fluvius." Pius XII. erklärt in der Liturgie-Enzyklika „Mediator Dei": „Am folgenden Tage bringt er (Christus), zwischen Himmel und Erde hängend, das heilbringende Opfer seines Lebens dar und läßt seiner durchbohrten Brust gleichsam die Sakramente entströmen, die den Menschen die Schätze der Erlösung zuführen sollen."[30]) Der Papst gibt auch den Grund an, warum wir die Sakramente als Gaben des gebrochenen Erlöserherzens ansprechen dürfen. Da die Sakramente

---

[23]) Gertrud von Le Fort, Hymnen an die Kirche, München 1924, S. 68.
[24]) Apg 20, 28.
[25]) Denz. 480.
[26]) Tromp S. J., Mystici Corporis. Textus et Documenta Nr. 26, ed. 2., Romae 1948; ders., Corpus Christi quod est Ecclesia, Rom 1946.
[27]) Vgl. Tromp, De nativitate Ecclesiae ex Corde Jesu in Cruce, Rom 1933.
[28]) In Joannem 9, 10 (PL 35, 1463).
[29]) St. Thomas, S. Th. III, 64, 3 ad 3.
[30]) MD 527.

Gnaden anzeigen und bewirken, Gnade aber erst ist, seit der Herr im Tod verherrlicht ist[31]), besitzen die Sakramente ihre Wirkkraft erst von dem Augenblick an, wo das Herz des Herrn für uns brach und die Fülle des Geistes verdiente[32]).

Hat Maria auch an der Belebung und Beseelung der Kirche und der Sakramente, also an ihrer Geburt am Kreuze aus dem Herzen des Herrn, Anteil gehabt? Das ist die Frage, die uns hier vor allem interessiert. Pius XII. antwortet mit einem eindeutigen Ja. „Maria", so sagt er, „hat, frei von jeder persönlichen oder erblichen Verschuldung und immer mit ihrem Sohne aufs innigste vereinigt, ihn auf Golgotha zusammen mit dem gänzlichen Opfer ihrer Mutterrechte und Mutterliebe dem Ewigen Vater dargebracht als neue Eva für alle Kinder Adams, die von dessen traurigem Fall entstellt waren. So ward sie, schon zuvor Mutter unseres Hauptes dem Leibe nach, nun auch auf Grund eines neuen Titels des Leids und der Ehre im Geiste Mutter aller seiner Glieder"[33]).

Diese Lehre der Enzyklika „Mystici Corporis" kommentierte P. S. Tromp S.J., Professor an der Päpstlichen Gregorianischen Universität zu Rom und Mitglied der Kommission für die Assumpta-Definition, gelegentlich des letzten Internationalen Mariologen-Kongresses in der Ewigen Stadt in folgender Weise: „Diese Worte stehen in einer dogmatischen Enzyklika, Worte, die — wie eine aufmerksame Durchsicht ausweist — erwogen und gewogen sind. Sie haben als Ausgangspunkt Erbsünde und Unbefleckte Empfängnis. Der Kreuzestod des Erlösers beabsichtigt ein zweifaches Ziel im Hinblick auf die Menschheit und setzt deshalb in ihm eine zweifache Opferhingabe voraus. Er opfert sich dem Vater auf, um Maria vor der Makel der Erbsünde zu bewahren; er opfert sich dem Vater auf, um alle anderen Adamskinder von der Sünde zu erlösen, an der sie wegen des Zornes Gottes schwer tragen. An der Opferhingabe Christi, insofern sie die Bewahrung der Gottesmutter zum Ziele hatte, konnte Maria keinen Anteil haben; wohl aber an derselben Aufopferung, insoweit sie die Erlösung aller anderen Menschen aus der Sklaverei der Sünde zum Ziele hatte. Dies zwar nicht aus eigener Kraft, sondern aus der Kraft des Sühnetodes Jesu, der in seiner Auswirkung an keine Zeit gebunden war und es so möglich machte, daß Maria unter dem Kreuze stehen konnte ganz anders als jedes Adamskind, nämlich mit der vollkommen unberührten Natur, womit einst der erste Adam aus Gottes schaffender Hand hervorgegangen war." Auf Mariens Anteil an der Geburt der Kirche selber eingehend, fährt P. Tromp dann fort: „Wenn daher, wie wir schon sagten, die Opfertat Christi als erste große Frucht nach der Versöhnung mit dem

---

[31]) Joh 7, 37—39.
[32]) MC 206, Z. 10—14; 207, Z. 7—14.
[33]) MC 247, Z. 27—248, Z. 1.

Vater die übernatürliche Belebung der durch Christus geschaffenen Heilsanstalt bewirkte, dann müssen wir, in Übereinstimmung mit der Lehre Pius' XII., schließen, daß neben Christus auch Maria — freilich ganz ihm untergeordnet und in der Kraft seiner Kreuzesgnade — mitwirkte an der Geburt der Kirche am Kreuzesstamme aus dem Heiligsten Herzen Jesu."[34])

Unsere Kirche wie auch die Sakramente sind also die kostbare Frucht nicht nur des für uns gebrochenen Herzens Jesu, sondern auch des vom Schwert der Leiden durchbohrten Herzens der Mater dolorosa. Diese beiden Herzen haben uns die Kirche geschenkt und alles, was uns mit ihr gegeben ist, die Sakramente und das Priestertum. Denn für die Sakramente gelten die gleichen Überlegungen wie für die Kirche. Die Sakramente sind also signa rememorativa nicht nur der Passio unseres Hauptes Jesus Christus, sondern auch der Con-Passio unserer Mutter Maria, die als „Mutter und Gehilfin des Königs der Märtyrer"[35]) unter dem Kreuze stand. Sie sind signa demonstrativa der Verleihung der durch Maria mitverdienten Gnaden. Sie sind signa prognostica jener kommenden Herrlichkeit, wie sie an der Menschheit Christi und an Mariens Leib und Seele schon jetzt verwirklicht ist. Nicht nur die Kirche, auch die Sakramente — auch das Priestertum — sind also eingetaucht in das Licht, das von Maria stammt.

Hier gründet die Liebe des Priesters zu Kirche und Priestertum. Oder müssen die Priester nicht diese Kirche und das Priestertum lieben, die nur dadurch entstehen konnten, daß diese beiden Herzen so viel gelitten haben? Hier gründet die Liebe des Priesters zu Jesus und Maria. Oder müssen die Priester sie nicht lieben, die in der Liebe zu Kirche und Priester bis zum äußersten gegangen sind? Hier gründet endlich der Einsatz und die Hingabe des Priesters an die Kirche und das Priestertum. Oder sollten sie nicht alles tun für eine Kirche, die die verleiblichte Liebe Jesu und Mariens ist?

Interessant ist in diesem Zusammenhange der Hirtenbrief, den nach dem Tode des Bischofes Franz Josef Rudigier sein Nachfolger, Bischof Ernest Maria Müller, im Jahre 1885 an den Klerus der Diözese Linz richtete: „Als ich der Leichenfeier des hochseligen Bischofs beiwohnte, wurde mir zur Erinnerung von gütiger Hand ein Bild gereicht, welches das Herz Jesu darstellt, wie es die aus ihm hervorgegangene Kirche schützt und leitet. Ein wahrer und schöner Gedanke, ganz geeignet, Liebe, Mut und Vertrauen einzuflößen! Vergessen wir aber nicht, daß dem göttlichen Heiland Maria, die Vermittlerin der Gnaden, die Hilfe der Christen, zur Seite steht, mit einem Herzen voll mütterlicher Liebe zu den Gläu-

---

[34]) Tromp, Die Sendung Mariens, 405—406.

[35]) Pius XII., Nuntius Radiophonicus „Bendito seja" vom 13. Mai 1946, AAS XXXVIII (1946) 266.

bigen, besonders zu den Priestern. Wohlan, liebe Mitarbeiter, das sei unsere Fahne, um die wir uns scharen und der wir im Dienste Gottes und der unsterblichen Seelen mit Liebe und Vertrauen folgen wollen: das göttliche Herz Jesu auf der einen Seite, auf der anderen das reinste Herz Mariens, hochgelobt und gepriesen in Ewigkeit."[35a])

d) Den letzten Abschnitt im Werden der Kirche bildet P f i n g s t e n, der Tag der Epiphanie und Offenbarung der Kirche vor der Öffentlichkeit.[36]) Wie Christus, das Haupt der Kirche, unsichtbar-konstitutiv im Schoße seiner Mutter, sichtbar-manifestativ bei der Taufe am Jordan mit dem Hl. Geiste erfüllt und der Welt als der von Gott Gesandte geoffenbart wurde, so wurde auch die Kirche, Christi mystischer Leib, unsichtbar-konstitutiv am Karfreitag, sichtbar-manifestativ aber zu Pfingsten vom Hl. Geiste erfüllt und der Welt als die einzige von Gott gesandte und daher von allen zu hörende Trägerin des Lebens und der Wahrheit beglaubigt und in die Welt geschickt. Zu Pfingsten erhielten die Apostel die Sendung und den Auftrag, nicht die Kirche erst zu gründen, sondern „angefangen von Jerusalem die Kirche an weiteren einzelnen Orten zu errichten. Dadurch dehnte sich die universelle Kirche über die ganze Erde aus wie eine Kathedrale mit zahllosen Kapellen: ein Vorgang, der bis heute andauert."[37]) Am Pfingsttage verklingt das Evangelium des Christus historicus. Es beginnt nun das Evangelium des Christus mysticus. Angestimmt wird diese Frohbotschaft von Maria. „Denn Maria war es", sagt Pius XII., „die durch ihre mächtige Fürbitte erlangte, daß der schon am Kreuzesstamm geschenkte Geist des göttlichen Erlösers am Pfingsttage der neugeborenen Kirche in wunderbaren Gaben gespendet wurde."[38]) Maria ist also die Initiatorin aller Mission der Kirche von damals bis heute.[39]) Auf Mariens Bitte kommt auf die Kirche der Geist der Eroberung und des Apostolates. Unter Mariens begleitendem Beten dehnen die Priester die Grenzen des Reiches Christi Jahrhundert um Jahrhundert weiter aus, von Kontinent zu Kontinent. Und die erobernden Bewegungen innerhalb der Kirche, mögen sie nun Marianische Kongregation oder Legion Mariens heißen, wählen sich mit Recht als Führerin Maria, die „Siegerin in allen Schlachten Gottes".[40])

2. M a t e r E c c l e s i a e p e r e g r i n a n t i s. Als echte Mutter verläßt Maria die Kirche auch nicht nach ihrem Aufbruch in

---

[35a]) Linzer Diözesanblatt 11 (1885) 55—56.
[36]) MC 207/8.
[37]) T r o m p, Die Sendung Mariens, 406, Z. 33—37.
[38]) MC 248, Z. 1—4.
[39]) L e o X I I I., Adjutricem populi, vom 5. September 1895, ASS XXVIII (1895—96) 129—136.
[40]) P i u s X I I., Regina del Santissimo Rosario, vom 31. Oktober 1942, AAS XXXIV (1942) 345.

die Welt. Sie bleibt weiterhin helfend und sorgend an ihrer Seite. Was Pius XII. von der apostolischen Zeit sagt, gilt von jeder Epoche der Kirchengeschichte, auch von unserer Zeit: „Maria hat den geheimnisvollen Leib Christi, der aus dem durchbohrten Herzen des Heilandes geboren wurde, mit derselben innigen Mutterliebe weiter begleitet, womit sie das Jesuskind in der Krippe und an ihrer Brust umhegte und nährte."[41]) Diese ihre Liebe zur Kirche bezeugt Maria in zweifacher Weise, sichtbar und unsichtbar.

Das s i c h t b a r e Eingreifen Mariens zum Wohle der Kirche ist selten. Es nimmt aber — den Ernst unserer Zeit unterstreichend — in unseren Tagen immer zu. Es sind jene Fälle, wo die Mutter der Kirche persönlich erscheint[42]) und die Kinder der Kirche bittend, ja, weinend beschwört, doch alles zu tun, was ihr göttlicher Sohn ihnen sagt. Daß diese Marienerscheinungen von großem Segen für die Kirche sind, kann niemand leugnen, der die Ausstrahlungen von La Salette, Lourdes und Fatima überdenkt. Gewöhnlich jedoch ist die mütterliche Liebe Mariens u n s i c h t b a r am Werke. Sie besteht in der dauernden Fürbitte bei ihrem Sohne, dem Haupte der Kirche, für seinen mystischen Leib. Ununterbrochen fleht Maria für die Kirche und ihre Heilsorgane: für das sichtbare Haupt der Universalkirche, den Papst; für die Leiter der Einzelkirchen, die Bischöfe; für die Spender des göttlichen Lebens an kranke und gesunde Glieder der Kirche, die Priester; für die Ordensleute, welche Christus in seinem Siege über die dreifache Lust der Welt darstellen; für die christlichen Eltern, welche die Kinder, diese so zarten Glieder am mystischen Leibe, betreuen; für die Laien, welche die Öffentlichkeit verchristlichen sollen.

Das Motiv, das Maria bewegt, dauernd für die Kirche und ihre Organe, nicht zuletzt also auch für die Priester, zu beten, ist ihre einzigartige Liebe zum geheimnisvollen Herrenleib. Dieses Motiv der mütterlichen Liebe sowie die verborgene und unsichtbare Weise ihrer Einflußnahme auf die Kirche sind die Ursache, daß Maria von neueren Theologen „Herz" des geheimnisvollen Leibes Christi genannt wird. Dieser Name ist berechtigt. Maria ist wirklich „das Herz, das durch den Impuls der Liebe die Gnaden, die rot sind vom Blute Jesu, durch den ganzen übernatürlichen Christusleib pulsen läßt, durch alle seine Glieder und Organe, so wie Maria es auch damals war, die im Mutterschoße ihr Blut mit der sanften Kraft ihres mütterlichen Herzens durch den Leib und den zarten Organismus des soeben menschgewordenen Wortes pulsen ließ".[43]) Der Hymnus, der am Feste der Gnadenvermittlung Mariens zur Matutin gesungen wird, drückt diese Gedanken mit den Worten aus:

---

[41]) MC 248.
[42]) MC 210, Z. 15—16.
[43]) T r o m p, Die Sendung Mariens, 410, Z. 26—31.

Cuncta quae nobis meruit Redemptor,
dona partitur Genitrix Maria,
cujus ad votum sua fundit ultro
munera Natus.

„Maria ist also wirklich und wahrhaft Mutter der Kirche"[44]) und aller ihrer Heilsorgane, nicht zuletzt auch ihres vornehmsten Organes, der Priester. Bei dieser Lage der Dinge muß es das Herzensanliegen jedes Priesters sein, die Kirche mit ihren Sorgen und Nöten, aber auch sich selbst, seine priesterliche Existenz wie seine priesterliche Arbeit immer wieder Maria zu empfehlen und ihre Hilfe anzuflehen. Die letzten Päpste gehen hierin mit bestem Beispiel voran. Um von Pius IX., Leo XIII., Pius X., Benedikt XV. und Pius XI. zu schweigen, mit welcher Zuversicht und Innigkeit ruft doch Pius XII. am Ende seiner Kirchenenzyklika aus: „Mariens unbefleckten Herzen haben wir voll Vertrauen alle Menschen geweiht. Möge sie, die hochheilige Gebärerin aller Christusglieder, strahlend jetzt in der Glorie mit Leib und Seele und droben herrschend mit ihrem Sohne, von ihm inständig erflehen, daß reiche Ströme der Gnade unaufhörlich herabfließen vom erhabenen Haupte auf alle Glieder des geheimnisvollen Leibes. Möge Maria mit ihrer wirksamen Fürsprache — wie in vergangenen Zeiten so auch heute — die Kirche unter ihren Schutz nehmen".[45]) Wie eindringlich bittet der Hl. Vater alle Priester, auch in ihren persönlichsten Anliegen zu Maria zu gehen.[46]) Gerade die Priester sollten sich an die Worte halten, die Pius XII. nach der Dogmatisation der Himmelfahrt Mariens den unübersehbaren Massen am Petersplatze in seiner Homilie zurief: „Nichts darf der Tatsache und dem Bewußtsein übergeordnet werden: Wir alle sind Söhne einer und derselben Mutter Maria, die im Himmel lebt als Band der Einheit im mystischen Leibe Christi, als neue Eva und neue Mutter der Lebendigen, die alle Menschen zur Wahrheit und zur Gnade ihres göttlichen Sohnes führen will."[46a]) Das Salve Regina am Schlusse des Meßopfers, die Marianischen Antiphonen am Ende des Breviergebetes und nicht zuletzt das tägliche Rosarium sind Gelegenheiten, wo der Priester Tag für Tag nach der Hand seiner Mutter greifen kann und soll.

3. Mater Ecclesiae triumphantis. Wie mit dem Werden und dem Wachstum der Kirche ist Maria auch mit der Vollendung der Kirche mütterlich verbunden. Es sind ja die von ihr erflehten Gnaden, welche die pilgernde Kirche umwandeln in die verherrlichte Kirche. Ja, Maria ist Urbild und Bürgschaft für

---

[44]) Leo XIII., Adjutricem populi, ASS XXVIII (1895—96) 129—136.
[45]) MC 248, Z. 11—19.
[46]) MN 128.
[46a]) Pius XII., Commossi per, vom 1. November 1950, AAS XLII (1950) 779—782.

die Vollendung des corpus humilitatis der irdischen Kirche zum corpus claritatis der himmlischen Kirche. In Maria, dem ersten und besten Gliede der Kirche, hat der lange Zug ihrer Glieder bereits das andere Ufer des Jenseits erreicht und damit die Garantie geschaffen, daß die Vollendung aller übrigen nur mehr eine Frage der Zeit ist.

Wieder sind die Zusammenhänge mit dem Priestertum mit Händen zu greifen. Das Ziel der Priesterweihe ist ja kein anderes als eben „die Auferbauung des mystischen Leibes Christi, der Kirche, zu jener endgültigen Entfaltung hin, die erst am Jüngsten Tage in Erscheinung tritt. Diese Auferbauung des mystischen Leibes Christi vollzieht der Priester in Kraft seiner Weihe vor allem durch die Sorge um den realen, den sakramentalen Leib des Herrn. Er ist befähigt und gesandt, durch seine Konsekration jenen bereits verherrlichten Leib inmitten dieser noch unverklärten Welt gegenwärtig zu setzen, durch dessen sakramentale Gnade die erlöste Menschheit der Verklärung des Fleisches entgegengeführt wird. Ja, Mariens Kind ist uns Priestern anvertraut, der Leib, den sie geboren, wird verherrlicht von uns ausgeteilt. Und was so unter unseren armen und doch gebenedeiten Händen heranwächst, ist der mystische Leib des Herrn, genährt vom Sakrament seines realen Leibes, heranwachsend zur Verklärung, die Maria, seiner Mutter, schon jetzt zuteil geworden ist.“[47])

Der dritte und letzte Grund, warum Maria Mutter der Priester ist, ist Christi ausdrücklicher Wille.

Die Stimme Christi

Bei Johannes 19, 25—27, lesen wir: „Es standen aber bei dem Kreuze Jesu seine Mutter und die Schwester seiner Mutter, Maria, die Frau des Kleophas, und Maria Magdalena. Als Jesus nun seine Mutter und den Jünger sah, den er lieb hatte, sprach er zu seiner Mutter: ‚Weib, siehe da deinen Sohn.‘ Dann sprach er zu dem Jünger: ‚Siehe deine Mutter.‘ Von jener Stunde an nahm sie der Jünger zu sich.“ Was sich da beim Kreuze abspielt, ist nicht der Ausdruck bloßer Sorge um irdische Dinge, wie Daseinssicherung oder Altersversorgung. Was sich hier abspielt, ist Heilsgeschehen im eminentesten Sinne des Wortes. Maria ist hier nicht Privatperson, für deren irdisches Wohl gesorgt werden soll, sondern jenes „Weib“ (mulier, gyné), das uns entgegentritt in der Prophetie der Genesis[48]), beim Geschehen zu Kana[49]) und in der Geheimen Offenbarung.[50]) Maria ist hier die zweite Eva, die Mutter der Le-

---

[47]) H. Rahner, Mariens Himmelfahrt und das Priestertum, Innsbruck 1951.
[48]) Gen 3, 15.
[49]) Joh 2, 1—11.
[50]) Apok 12, 1—2.

bendigen, die Mutter der zu begnadenden Menschheit. Johannes aber ist der Apostel, der Priester des Neuen Bundes schlechthin und damit der Vertreter aller Priester der Kirche.

Was geschieht in diesem Augenblick? „In dieser Stunde wird unter dem Kreuze für alle Zeiten ein unauflösliches Band zwischen Maria und dem neutestamentlichen Priestertum geknüpft. Maria, durch die Opferung des physischen Christus eben Mutter des mystischen Christus geworden, nimmt in der Person des Johannes das Priestertum des Neuen Bundes für immer unter ihre mütterliche Hut, mehr noch, in den Dienst ihrer neuen geistigen Mutterschaft am geheimnisvollen Herrenleib. Und — das ist das Bedeutungsvolle für uns Priester — Maria wird dadurch die neue Menschheitsmutter, daß sie zuerst Mutter der Priester dieser Menschheit wird. Die Priester sind die Organe, durch die sie hinfort ihr geistliches Muttertum an den Gliedern des Leibes Christi ausübt, bis dieser in der Liebe erbaut ist. Durch die Priester wird Maria von jetzt an Christus in den Menschen immer wieder von neuem gebären, nähren, großziehen und am Ende am Kalvaria jedes individuellen Christenlebens in das eine große Opfer ihres Sohnes hineinopfern, bis auch dieses vollendet ist.“[51])

Damit sind die vorhergehenden theologischen Überlegungen bestätigt. Was wir bisher in seiner inneren theologischen Begründung schauten, wird in dieser feierlichen Stunde vom Ewigen Hohenpriester selbst vor Maria und vor dem Vertreter aller Priester laut und deutlich ausgesprochen und für immer festgelegt: Maria ist die Mutter der Priester! Und durch die Arbeit und Mühe der Priester soll sie die Mutter auch des mystischen Christus, der erlösten und begnadeten Menschheit, werden. Die Antwort von seiten des Priesters auf die Stimme der Päpste, der Theologie und Christi selbst kann nur diese sein: Anerkennung aller der vielfältigen Beziehungen, die ihn in Sein und Wirken mit Maria verbinden; Aneignung der mütterlich liebenden Haltung Mariens gegenüber der Kirche in seiner Stellung zu Gemeinde und Gläubigen; Nachahmung Mariens in ihrem selbstlosen, unscheinbaren Wirken, Leben und Leiden für den mystischen Leib ihres Sohnes; endlich kindliche Zuflucht zu ihrem unbefleckten mütterlichen Herzen in aller priesterlichen Not. Je stärker, tiefer und echter diese Antwort der Priester ausfällt, um so größer wird auch Mariens Liebe zu den Priestern sein. So hat sich denn der Kreis geschlossen. Wir sind wieder zurückgekehrt zu dem Punkte, von dem wir ausgegangen sind. Was wir zu Beginn unserer Überlegun-

---

[51]) D. Thalhammer, Maria und der Priester, in „Katholische Marienkunde“ von Paul Sträter, Paderborn 1951, 3. Bd., S. 198; vgl. F. M. Braun, La mêre des Fidèles. Essai de Theologie johannique, Paris 1953; Leo XIII., Adjutricem populi; Gerhoch v. Reichersberg, Liber de gloria Filii hominis 10, PL 194, 1105 BC.

gen aus dem Munde des Stellvertreters Christi hörten, das gleiche vernehmen wir jetzt am Ende unserer Betrachtung von Christus selbst: „Ecce Mater tua." Froh und beglückt wissen wir: Maria ist wirklich catholici cleri Mater amantissima.

Glaubensspaltung, innerkirchliche Erneuerung und politische Gegenreformation

Von Theol.-Prof. DDr. Josef Lenzenweger, Linz a. d. D.

(Schluß)

III. Innerkirchliche Erneuerung

Die Meinung, die katholische Kirche habe nur durch Gewalt, nämlich durch das Einschreiten einzelner Landesfürsten, ihre Existenz in Deutschland gerettet, ist weit verbreitet. Sie erweist sich allerdings bei näherem Zusehen als revisionsbedürftig.

Gewiß zeigte sich innerhalb der katholischen Reihen eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Versagern. Mit einer ehrlichen Freude können wir aber auch beobachten, wie mitten unter dem protestantischen Aufruhr und Umsturz ganze katholische Gemeinden und eine Reihe von Klöstern und Ordensgemeinschaften unerschütterlich beim alten Glauben verblieben. Die Rettung kam aber aus dem Lande, in das sich Karl V. nach seiner Abdankung zurückgezogen hatte: aus Spanien. Dort hatte ein christlicher Humanismus eine wirkliche Heimstätte gefunden; so wurde dieses Land fähig, in schwerer Zeit Ausgangspunkt einer kirchlichen Erneuerung zu werden. Mit Genugtuung können wir feststellen, daß aus dem Schoße der Kirche Kräfte hervorbrachen, die ihr neues Wachstum und neue Blüte schenkten.

Eines ist noch interessant. Gerade Luthers Angriffe auf das Papsttum hatten auch die klare Erkenntnis zur Folge: das Papsttum ist eine Art unersetzbarer Vorbedingung für den Fortbestand des christlichen Glaubens. Es ist uns auch nicht unbekannt, daß eine Reihe neuer aktiver Orden aus dem alten Boden hervorgesprossen sind. Denken wir doch an die Barbara-Kartause in Köln und den Kreis um die Devotio moderna, dem Papst Hadrian VI. entstammte und bei dem auch die Jesuiten Anschluß fanden. Zu Trient aber gelang es, die Kirchenversammlung trotz aller Hindernisse zu einem erfolgreichen Ende zu führen, und die Päpste der nachfolgenden Zeit ließen sich tatsächlich die Durchführung der Reformdekrete angelegen sein.

Alle diese Kräfte brachen aus dem Inneren der Kirche hervor. Es wäre jedoch falsch, zu glauben, daß diese letzten Bestrebungen ohne den Antrieb, den sie durch die Glaubensspaltung indirekt erhalten hatten, so bald zum vollendeten Durchbruch gekommen

wären. Erst die eminente Gefahr hatte schließlich auch einen entschiedenen und raschen Einsatz der Kräfte veranlaßt.

1. Päpste

Dem Genießer des Papsttums, Leo X., war der bisher letzte nichtitalienische und bisher letzte deutsche Papst Hadrian VI. gefolgt. Leider dauerte sein Pontifikat nur kurze Zeit, und seine Nachfolger waren Opfer jener verhängnisvollen Doppelstellung als Oberhirten der Kirche, die zugleich italienische Territorialfürsten sein wollten. Paul III. können wir, Gott sei Dank, aber nachrühmen, daß er tüchtige Kardinäle berief, wenn er auch selbst noch der Reform fremd gegenüberstand. Auch das Tridentinum wurde schließlich doch unter ihm eröffnet. Einem der durch ihn ernannten Kardinäle, nämlich Caraffa, dem späteren Paul IV. (1555—1559), fällt die Auszeichnung zu, der erste wirkliche Reformpapst gewesen zu sein, also die Fahne der Erneuerung auf die Zinnen des Vatikans gepflanzt zu haben. Freilich war er noch ganz von mittelalterlichen Ideen erfüllt und glaubte, die Reform nicht auf dem langsamen Wege des Konzils, sondern auf dem schnelleren der verhaßten Inquisition verwirklichen zu können und daher auch zu müssen.

Der Nachfolger, Pius IV. (1559—1565), ernannte seinen 21jährigen Neffen Carlo Borromeo zum Kardinal und zum Staatssekretär und traf damit eine ganz besonders glückliche Wahl. Ein Beweis dafür, daß nicht jeder Nepotismus schon Unsegen bringen muß. Unter diesem Papst kam das Trienter Konzil zu seinem Abschluß. So fand Pius V. (1566—1572) schon bereiteten Boden vor. Ihm lag die Durchführung der Trienter Konzilbeschlüsse wirklich am Herzen. Er veröffentlichte das neue römische Brevier, und mit seinem Namen ist für immer die bisher letzte große Missale-Reform verknüpft.

Auch unter Gregor XIII. hatte Karl Borromäus noch einen großen Einfluß. Dem Privatgelehrten Ugo Buoncampagni, wie der Papst im bürgerlichen Leben hieß, verdanken wir den sogenannten Gregorianischen Kalender. Auf Grund dieser Reform fiel im Jahre 1582 die Zeit vom 5. bis 15. Oktober aus. Bezeichnend für die damalige Stimmung ist es, daß eine Reihe von Protestanten lieber mit C. Julius Caesar falsch, als mit dem Papst richtig rechnen wollten. Seine Regierung bedeutete sonst den Beginn eines systematisch geordneten und planvollen Kampfes für den wahren Glauben und gegen den Irrglauben. Darum legte er besonders auf die Klerusausbildung großen Wert; er war der Erbauer der Universitas Gregoriana und an der Stiftung und Förderung von nicht wenigen Nationalkollegien beteiligt. Unter ihm wurden die Nuntiaturen ständige Einrichtungen. Auf diese Weise sollten der Kurie stets objektive Berichte über die Zustände in den einzelnen Ländern zukommen.

Sixtus V. stammte aus kleinen Verhältnissen, früher war er Viehhirt; trotzdem konnte er zur höchsten Würde der Kirche emporsteigen. Ihm verdanken wir die Schaffung der einzelnen Kongregationen an Stelle der schwerfälligen Konsistorien. Für das Heilige Kollegium wurden 70 Planstellen festgelegt: 6 Bischöfe, 50 Priester und 14 Diakone. Freilich, die in Trient befürwortete größere Internationalisierung des Kardinalskollegiums scheint erst in der Gegenwart ihrer immer noch notwendigen und wünschenswerten Verwirklichung entgegenzugehen. Die Visitatio liminum schärfte er den Bischöfen ein, um auch von dieser Seite her über die Verhältnisse in der Weltkirche immer auf dem laufenden zu bleiben. Politisch war er der erste päpstliche Vertreter einer Art Gleichgewichtssystems. So stellte er sich mit Frankreich auf guten Fuß, um nicht Hofkaplan des spanischen Königs zu werden, wie er sich äußerte.

Mit vielen Maßnahmen, die die Reformpäpste verfügten, war eine wirksame Erneuerung eingeleitet und der Grund für jene angesehene Stellung gelegt, die das Papsttum heute in der Welt auch bei den Gegnern genießt.

2. Ordenswesen

In manchen Orden sah es geradezu trostlos aus. Diesmal war ja auch die Verweltlichung nicht von außen in die Mönchszelle eingedrungen, nein, ein Mendikant hatte den Aufruhr entfacht, der Augustiner-Eremit Martin Luther. Und doch gelang es, diesen Gemeinschaften, die auf den vier evangelischen Räten basieren, neues Blut zuzuführen. Denn als in Rom das Renaissancepapsttum noch herrschte, hatte schon, um mit Goethe zu sprechen, Philipp Neri, der liebenswürdige und humorvolle Volksheilige, mit seinem Oratorium von der göttlichen Liebe, einer Weltpriestervereinigung, auch eine Reformation eingeleitet. Bannerträger der Erneuerung wurden aber vor allem zwei Orden: die Jesuiten und die Kapuziner.

Iñigo von Loyola, ein abgetakelter aktiver Offizier, war nach seiner Verwundung bei der Belagerung der Festung Pamplona durch die Lektüre der Vita Christi Ludolfs von Sachsen und des Flos sanctorum zu einer Umkehr von seinem bisher weltzugewandten Lebenswandel gekommen und hatte sich entschlossen, von jetzt an ein Ritter Christi zu werden. 1534 legte er mit sechs Kameraden auf dem Montmartre in Paris die Gelübde der Keuschheit und Armut sowie das der Betätigung in den Missionen ab. Francisco de Xavier war dabei, ferner Pierre de Fèvre, meist Petrus Faber genannt, dann Diego Layñez, Alfonso Salmerón, Nikolaus Bobadilla und Simon Rodriguez. Als ihnen dann die beabsichtigte Fahrt in das Heilige Land nach längerem Warten in Venedig doch nicht gelang, zogen sie nach Rom und stellten sich dort dem Papste zur Verfügung. Neben der Selbstheiligung verfolgte

der Orden ausgesprochene Seelsorgsziele, Ausbreitung des Glaubens in jeder Form bei den Ungläubigen, Irrgläubigen und Gläubigen. Durch ein besonderes viertes Gelübde verpflichteten sich die Mitglieder des neuen Ordens dem päpstlichen Stuhle gegenüber zum Gehorsam in jeder beliebigen Verwendung. Dabei muß aber dem weitverbreiteten, immer wieder kolportierten Märchen vom Kadavergehorsam, welcher in diesem Orden angeblich verlangt wird, entgegengetreten werden. Selbstverständlich kann auch dem Jesuiten sein Vorgesetzter nichts befehlen, was wider das persönliche Gewissen ist, und der Grundsatz, der Zweck heilige die Mittel, wurde von der Gesellschaft als solcher immer abgelehnt. Der Orden wurde durch seine unüberwindbar treffsichere Verfassung zu einer Kerntruppe der Kirche in den heraufziehenden Zeiten. Ignatius war zuvor Soldat und Offizier gewesen; er blieb es sein Leben lang; auch das Feuer und die Entschlußkraft des spanischen Ritters lebten in ihm weiter. Franz von Sales rühmt mit Recht, daß der Gründer der Compagnia di Gesù durch das Exerzitienbüchlein mehr Heilige hervorgebracht habe, als es Buchstaben besitze. Eine gründliche Ausbildung der Ordensmitglieder garantierte zu allen Zeiten die Schlagkraft des vielgehaßten und außerordentlich wendigen Unternehmens.

In Deutschland fand der Orden durch Peter de Kanis, meist Canisius genannt, Eingang. Die Vielseitigkeit dieses zweiten Apostels der Deutschen muß unsere maßlose Bewunderung erregen: 50 Jahre lang war er auf unzähligen Reisen, in Predigten, Schulstunden, Vorlesungen, Vorträgen, in Berichten und Besprechungen, durch die Neueinrichtung von niederorganisierten Schulen und Hochschulen, im Beichtstuhl, als Diplomat, Volksmissionär und Disputator, als praktischer Schriftsteller und selbst als theologischer Berater auf dem Konzil von Trient restlos und rastlos für die Kirche tätig. Seine Ordensgenossen leisteten durch ihre schulische und seelsorgliche Tätigkeit unendlich viel für die Rekatholisierung auch unserer Heimat.

Neben den Jesuiten gab es noch eine Reihe anderer Neugründungen in dieser Zeit, von denen wenigstens einige mit Namen aufgezählt sein mögen: die Theatiner, die Barnabiten, die Kamillianer und die Piaristen, nicht zu vergessen die Barmherzigen Brüder und Schwestern sowie die Ursulinen, die Englischen Fräulein und die Salesianerinnen.

Auch in den alten Orden erwachte neues Leben. Aus dem Ordenszweig der Franziskaner-Observanten sonderten sich allmählich die Kapuziner ab, die sich ausbaten, die Regel des heiligen Franziskus soweit wie möglich auf den Buchstaben genau erfüllen zu dürfen. Es dauerte zwar einige Zeit, bis sich der Orden konsolidierte, doch sein großes Verdienst für die katholische Wiedererneuerung auch in unseren Kleinstädten und unter den breiten Massen des Volkes darf und kann nicht übersehen werden. Wir

denken bei uns an die Klöster in Linz, Wels, Steyr, Gmunden usw. Auf dem Gebiete der aushelfenden Seelsorge leisteten sie durch eindrucksvolle Predigten, volkstümliche Andachten und sozialkaritative Werke Hervorragendes und sicherten sich eine große Beliebtheit in Stadt und Land.

Der Orden der Karmeliten war inzwischen durch eine große Frau reformiert worden. Trotz der bedeutenden Schwierigkeiten hatte sie es verstanden, den guten Geist im alten Orden zu neuem Leben zu erwecken, so daß sie als Reformatorin nicht nur des weiblichen, sondern auch des männlichen Ordenszweiges angesehen werden darf. Theresia von Avila ist der Name jener umsichtigen und tatkräftigen großen Frau, für die der Titel einer Kirchenlehrerin von manchen Kreisen angestrebt wird.

Wenn von den Benediktinern noch kurz die Rede sein darf, so können wir die Verdienste der Mauriner nicht unberücksichtigt und unerwähnt lassen. Ein Orden aber hat sich durch alle Stürme unversehrt erhalten: der der Kartäuser. „Cartusia numquam reformata, quia numquam deformata", hat mit Recht Papst Innozenz XI. festgestellt.

Die Wirksamkeit der neuen Orden und der neuen Kräfte in den alten Orden war auch bereits auf dem Trienter Konzil spürbar, dem wir nun unsere Aufmerksamkeit zuwenden wollen.

3. Trienter Konzil

In Deutschland war die Erinnerung an die Rettung der Kirche, die das Konstanzer Konzil von der abendländischen Kirchenspaltung gebracht hatte, noch lebendig. So setzte man auch in der Zeit der Glaubensspaltung immer wieder Hoffnungen auf ein freies und allgemeines Konzil. Leider zeigte die Kurie, unter anderem auch der Erfahrungen wegen, die sie mit der Konziliaridee gemacht hatte, wenig Lust zu solchen Unternehmungen. Kein Geringerer als der bis ins Mark katholische Dr. Eck von Ingolstadt, der an der Leipziger Disputation teilgenommen hatte, hielt Papst Paul III. die wortreiche Unaufrichtigkeit der verstorbenen Päpste in diesem Punkte vor. Als Klemens VII. gestorben war, hatten die beiden deutschen Kardinäle Kles und Lang Kardinal Farnese, dem späteren Paul III., ihre Stimme deswegen gegeben, weil sie auf seine ernste Absicht zur Einberufung des allgemeinen Konzils rechneten. Freilich, Paul III. trieb auch zunächst ein gewisses Doppelspiel. Die Kurie versprach das Konzil und verhielt sich doch retardierend, immer wurden neue Ausreden wegen der Nichteinberufung der allgemeinen Kirchenversammlung vorgeschützt. Schon die Bestimmung des Konzilsortes war schwierig. Nachdem vorher das Konzil vergeblich nach Mantua und Vicenza einberufen worden war, kam schließlich doch im Dezember 1545 die Eröffnung in Trient, einer zum Reiche gehörigen italienischen Stadt, zustande. Um beiden Aufgaben, die dieser Versammlung gestellt

waren, gerecht zu werden, wurden sie gleichzeitig verhandelt: de fide vormittag und de disciplina nachmittag.

Zweimal trieben widrige Umstände die Konzilsväter auseinander. 1547 bewirkte eine pestartige Seuche die Abreise vieler Bischöfe aus Trient und schließlich dann auch die gegen den Willen des Kaisers erfolgte unglückliche Verlegung nach Bologna, wie wir schon gehört haben. 1552 aber fiel Moritz von Sachsen sengend und brennend im Süden des Reiches ein und bewirkte das Ende der zweiten Konzilsperiode. An deren Sessionen hatten sogar Vertreter der Protestanten zunächst teilgenommen, allerdings unerfüllbare Bedingungen gestellt, wie die Wiederverhandlung der schon gefaßten Beschlüsse, die Erklärung, daß der Papst dem Konzil untergeordnet sei, und ferner die Aufhebung des Gehorsamseides für die Konzilsteilnehmer gegenüber dem Papst. Sie wußten genau, daß diese Voraussetzungen niemals erfüllt werden konnten. Erst nach zehn Jahren trat dann das Konzil wieder zusammen und konnte zu einem glücklichen Abschluß gebracht werden. Die letzte Sitzung fand am 3. und 4. Dezember 1563 statt, und 255 Konzilsväter unterzeichneten die Beschlüsse der so bedeutungsvollen Kirchenversammlung, die dann vom Papst offiziell bestätigt wurden.

Trient ist ein Markstein in der Geschichte der Kirche, denn es war wirklich gelungen, eine Reihe von Sachgebieten zu behandeln und lehramtlich festzusetzen. So die Glaubensquellen; neben der Bibel wurde auch die Tradition als solche wieder in Erinnerung gebracht; die Vulgata wurde als authentischer Text erklärt, ohne daß man damit die absolute Irrtumslosigkeit dieser Übersetzung behaupten wollte. Die Lehre von der Erbsünde und Rechtfertigung sowie die allgemeine und spezielle Sakramentenlehre wurden gründlich durchberaten. Auf diese Weise war dogmatisch wieder ein fester Grund gesichert. Daneben wurde eine Reihe von Reformdekreten erlassen, wie das über die Residenzpflicht der Bischöfe und Pfarrer. Die Pfründenkumulation wurde nun selbst für Kardinäle verboten. Das Amt eines Almosensammlers, der zugleich Ablässe verkündete, wurde abgeschafft und die Einrichtung von Diözesanseminarien zur Klerusausbildung anbefohlen.

Trient bedeutete auch insofern einen wirklichen Wendepunkt, als man jetzt endlich auch für die Durchführung der Reformbeschlüsse sorgte. Es war ein mühsamer und zäher Kampf, aber man versagte nicht, und die Päpste ließen sich diese schwere Aufgabe wirklich ein ernstes Anliegen sein. Insbesondere erwiesen sich auch die exempten Orden bei der Durchsetzung dieser Erneuerung als wertvolle Helfer. So sehen wir noch im 16. Jahrhundert eine Reihe von Ansätzen für das Wiedererstarken der Kirche. Es hatte wohl lange gedauert, doch schließlich begriff man die Zeit und sah energisch nach dem Besseren.

Neben der katholischen Selbstreform ergingen noch die Maßnahmen der politischen Gegenreformation, der wir kurz noch

unser Augenmerk schenken müssen, auch schon deswegen, um nicht irgendwelcher Vertuschungsmanöver verdächtigt zu werden.

IV. Politische Gegenreformation

1. Vor dem Dreißigjährigen Kriege

Der Grundsatz „Cuius regio, eius religio" war natürlich in rechts-positivistischer Hinsicht durchaus unanfechtbar, aber doch letzten Endes wahrhaft heidnisch und alles andere als dem „reinen Evangelium" entsprechend. Die Folge war der konfessionelle Absolutismus hüben und drüben. Leider ergaben sich in dessen Auswirkung bedauerliche Übergriffe und Folgeerscheinungen, ebenso wieder auf beiden Seiten. Gerade dies müssen und dürfen auch wir berücksichtigen. Wir sind von unserem landesgeschichtlichen Standpunkt aus nämlich leicht dazu geneigt, viel zu viel nur die Verhältnisse Österreichs als abschreckendes Beispiel zu sehen.

Nach der Abdankung Karls V. war Ferdinand I. auch noch de jure Kaiser geworden. Auch er war wegen der ständigen Türkengefahr finanziell oft und oft den Ständen ausgeliefert, wie wir schon feststellen mußten, und sie verstanden es, ihm für jede Hilfe neue Zugeständnisse abzupressen. Außerdem war die Lage in der Kirche vielfach noch sehr ungeklärt, und Ferdinand war darum über den glücklichen Abschluß des Trienter Konzils unendlich froh, denn jetzt hatte er auch in Glaubensangelegenheiten wieder festen Boden unter den Füßen.

Inzwischen aber tilgten die protestantischen Fürsten vielfach die letzten Reste der katholischen Religion in ihren Territorien aus; ganz besonders arg ging es in der Pfalz und in Württemberg zu. Die Standhaftigkeit mancher Frauenklöster in diesem Kampf bildet eine Ehrenrettung der geistlichen deutschen Frau inmitten einer tief gesunkenen Sittlichkeit. Auch die Verhältnisse in Österreich kamen etwas ins Gleiten. Hier war Maximilian II. (1564 bis 1576) zur Herrschaft gekommen. Er war selber innerlich dem Protestantismus zugeneigt und nur aus Gründen der Staatsraison pro foro externo bei der alten Religion geblieben. Unter Rudolf II. (1576—1612) sank das Ansehen des Reiches auf den Tiefpunkt. Je älter er wurde, desto menschenscheuer und verschlossener war er. In Prag, wo er residierte, herrschten praktisch die Kammerdiener. Rudolf war ein Feind aller Gewaltlösungen und starb bezeichnenderweise ohne Sterbesakramente, innerlich selbst der protestantisch-kalvinischen Union zugeneigt. Selbstverständlich nützten die Stände in den österreichischen Erblanden dann auch den Bruderzwist im Hause Habsburg aus, und Matthias mußte ihnen zunächst manche Zugeständnisse machen, um seine Regierung zu sichern. In der Person seines Kanzlers, des Kardinals Melchior Klesl, hatte er einen sehr geschickten Staatsmann an seiner Seite.

Wir müssen uns über folgende Tatsachen klar sein: bereits um 1570 waren sieben Zehntel der Bevölkerung Deutschlands prote-

stantisch geworden, und es ging noch immer weiter abwärts. Auch geistliche Territorien waren ernst gefährdet. In Köln heiratete z. B. der Erzbischof Gebhard Truchseß von Waldburg, der doch schon bei den Jesuiten erzogen worden war, öffentlich eine Stiftsdame. Die Säkularisierung dieses geistlichen Kurfürstentums scheiterte nur an dem entschiedenen Widerstand des Domkapitels und der Bürger der Stadt. In Salzburg führten ähnliche Machenschaften des am Germanikum ausgebildeten Erzbischofs Wolf Dietrich von Raitenau, der sich als mit Salome Alt verheiratet betrachtete, 1612 zu dessen Absetzung.

2. Im Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges

Schon 1608 hatten sich die protestantischen Fürsten unter Führung Friedrichs IV. von der Pfalz zur sogenannten Union zusammengeschlossen. Gegen sie erstand ein Jahr später der katholische Fürstenbund der Liga mit Maximilian von Bayern an der Spitze. Beide Parteien rüsteten und planten für die kriegerische Auseinandersetzung. Der Sprengstoff lag also bereit. Der Prager Fenstersturz, die Wahl des Winterkönigs Friedrich V. und die Schlacht am Weißen Berge, 8. November 1620, waren entscheidende Ereignisse am Beginne des großen Ringens, das wir den Dreißigjährigen Krieg nennen. Die vernichtende Niederlage, welche der Winterkönig erlitt, bedeutete nicht nur für Böhmen und die Union, sondern überhaupt für das ständische Prinzip einen großen Rückschlag. Man hatte auf das Schwert gesetzt und war durch das Schwert umgekommen.

Eine Folge ist besonders für uns wichtig: der Landesfürst von Bayern erhielt für seine entscheidende Teilnahme an dieser Aktion wider die Reichsfeinde nicht nur die Kurwürde und das Land des Pfälzers, auch Oberösterreich mußte ihm zur Pfandherrschaft übergeben werden. Er setzte hier als Statthalter Adam Grafen von Herberstorff ein. In diese Zeit fällt dann der große Bauernkrieg, der die Augen Europas auf das kleine Ländlein ob der Enns zog. Das ungleich schärfere bayrische Regiment, die große finanzielle Belastung, die Leiden der Einquartierung, die strenge Durchführung gegenreformatorischer Maßnahmen schufen Voraussetzungen für den Aufstand, in dem sich der protestantische Adel, mit ganz wenigen Ausnahmen, bezeichnenderweise ruhig verhielt. Die Vorgänge beim Frankenburger Würfelspiel waren der Anlaß zum Ausbruch des großen Bauernkrieges, der, wie zu erwarten war, mit einer Niederlage der Aufständischen endete. An deren Spitze fand Stephan Fadinger, der tapfere Anführer, den Heldentod.

Tatsächlich machte seit dem Siege über den Winterkönig die Rekatholisierung Deutschlands außerordentliche Fortschritte. Den Höhepunkt der Hoffnungen bildete aber die Rückgewinnung der norddeutschen Bistümer durch eine authentische Auslegung des Augsburger Religionsfriedens im sogenannten Restitutionsedikt

vom 6. März 1629. Dieses sprach den Katholiken die ihnen durch die Protestanten seit dem Normaljahr 1552 entrissenen reichsmittelbaren geistlichen Güter und Klöster sowie die seit 1555 eingezogenen reichsunmittelbaren Bistümer und Reichsstifte zu. Gewiß, rechtlich war das Edikt unanfechtbar, aber praktisch undurchführbar und seine Anwendung selber unklug; denn es gab keinen einzigen norddeutschen Fürsten und keine einzige Stadt, die nicht irgendwie an dieser Besitzveränderung beteiligt gewesen wären. So führte die Auseinandersetzung über diese Frage zu neuen kriegerischen Ereignissen, in die dann auch Gustav Adolf, König von Schweden, eingriff. Es kann auch nicht unerwähnt bleiben, daß nach seinem in der Schlacht bei Lützen 1632 erfolgten Tod die Fortführung des Krieges für Schweden besonders durch die Hilfe Frankreichs ermöglicht wurde. Kardinal Richelieu wurde so, wie Ranke richtig feststellt, zum Retter des deutschen Protestantismus. Die Auseinandersetzung artete immer mehr in ein zielloses Plündern und wüstes Morden und Schänden aus, für das schwedische, kaiserliche und andere Generale die Verantwortung trugen. Es war ein fürchterliches Toben. Während des ganzen Dreißigjährigen Krieges sollen zwei Drittel der Bevölkerung Deutschlands ihr Leben verloren haben.

Nach langwierigen Vorverhandlungen gelang es endlich, den sogenannten Westfälischen Frieden zustandezubringen. Die katholischen Reichsstände und die Franzosen tagten in Münster und die protestantischen Stände und die Schweden in Osnabrück. Auch dieses ist wiederum bezeichnend für die unendlich traurige Situation. Die deutschen Reichsstände zogen es also vor, die Vermittlung Schwedens und Frankreichs in Anspruch zu nehmen, bevor sie sich untereinander verständigten. Frankreich und Schweden gewannen auf diese Weise deutsches Land. Die Selbständigkeit der niederländischen Generalstaaten mußte endgültig anerkannt werden, und als Normaljahr für die Regelung der territorialen Besitzverhältnisse in Deutschland wurde 1624 vereinbart. Der Friede bedeutete für das Reich die größte Verdemütigung und die Reichsstände wurden praktisch selbständige Staaten, erhielten sogar das Bündnisrecht. Die Restaurationspolitik war gescheitert. Mitten unter den Drangsalen und Wirren des langen Krieges aber brach bereits die herrliche Barockkultur in unserem Lande hervor und wuchs mit frischer, jugendlicher Kraft heran. Der Katholizismus war wieder innerlich lebendig geworden.

Abschließend aber können wir folgendes feststellen: Die Glaubensspaltung ist eine traurige, wenn auch nicht unbedingt notwendige Folgeerscheinung jener Zustände, die vor der Reformation herrschten. Vielleicht wäre dieses Unglück durch eine rechtzeitige, aus dem Schoße der Kirche hervorbrechende Erneuerung und Selbstreform abzuhalten gewesen. Gewiß aber ist eines: viele, auch Altgläubige, hatten inmitten der großen Wirren und Drangsale

schon das Ende der Kirche befürchtet, andere sich bereits darauf gefreut. Wenn die katholische Kirche trotzdem wieder erstand, dann verdankt sie dies nicht so sehr der Hilfe der Fürsten und der Durchführung des heidnischen Grundsatzes „Cuius regio, eius religio". Denn Gewalt hätte nie wieder eine solche Blüte hervorrufen und eine solche Widerstandskraft aufbrechen lassen können, wie sie sich uns dann im jubelnden Barockstil, in seiner Frömmigkeit und in der heldenhaften Türkenabwehr offenbaren. So steht das Jahr 1521 als eines der großen Schicksalsjahre des Abendlandes vor uns. Luther stand vor dem Reichstage in Worms. Ignatius wurde bei der Belagerung von Pamplona verwundet und damit seine Umkehr eingeleitet; er hatte auf der Seite des spanischen Königs gekämpft, auf der anderen Seite aber waren die Brüder seines späteren Freundes und Gefährten, des großen Missionärs Franz Xaver, für die baskische Unabhängigkeit im Felde gewesen. Im gleichen Jahre wurde als Sohn des Bürgermeisters in Nymwegen Peter Kanis, der zweite Apostel der Deutschen, geboren. Gott prüft eben niemand mehr, als er ihm Gnade gibt. Die Kirche steht unter Gottes Schutz, das Schifflein geht auch im ärgsten Sturm nicht unter. „Was seid ihr furchtsam, ihr Kleingläubigen!" (Mt 8, 26.)

Schluß

Eine Frage bleibt noch offen und die wollen wir an den Schluß unserer Ausführungen stellen. Wie soll diese klaffende Wunde, denn sie blutet von Zeit zu Zeit noch immer, endlich einmal geschlossen werden? Wie steht es mit der „Reformation als religiöses Anliegen heute"? Diesen Titel hat mit Recht Lortz seinem Buche gegeben, das als Zusammenfassung von vier Vorträgen im Dienste der Una Sancta zu Trier erschien. Gewiß stehen dieser Una Sancta, das wollen wir uns nicht verhehlen. noch bedeutende Schwierigkeiten entgegen. Doch vielleicht sind wir doch heute der Einheit näher als je einmal seit den Tagen der Glaubensspaltung. Die Schwierigkeiten liegen auf beiden Seiten. Sie sollen nur angedeutet werden.

Dr. Johannes Eck lebt auch noch in unseren Reihen weiter. Er war ein ausgezeichneter Kenner des katholischen Glaubens und machte trotz einiger unbedeutender Kleinigkeiten, die man vielleicht an seinem Wandel aussetzen könnte, in seinem Leben wirklich Ernst mit der Durchführung der Lehre Christi. Er war ein ausgezeichneter Theologe und hatte die Fähigkeit, jeden in Grund und Boden zu disputieren. Ein richtiger Schulmeister war Dr. Johannes Eck, einer, der alles wußte, ja, alles besser wußte als die übrigen und doch nicht fähig war, auf die psychologischen Voraussetzungen seines aufrichtig ringenden Gegenübers gebührende Rücksicht zu nehmen. Er war einer von denen, die mehr das Gesetz und das Dogma und weniger das Gebot Christi von der Liebe zu

kennen scheinen. Dieses blinde Draufgängertum lebt unter den Katholiken von heute auch manchmal noch fort, und für solche Menschen gibt es kaum eine Brücke zu Andersdenkenden. Grundsatztreue ist notwendig, doch Verständnislosigkeit und Herabsetzung verbittert den Gegner.

Auf der anderen Seite wiederholt sich das Schicksal Martin Luthers gegenüber Thomas Münzer und den Bauern immer wieder. Er verstand das Evangelium falsch. Den evangelischen Brüdern fehlt das Oberhaupt, das imstande wäre, verantwortlich allen Anordnungen zu geben und für alle zu sprechen. So ist auch keine verhandlungsfähige Autorität vorhanden. Wenn man vielleicht den einen oder anderen von den maßgebenden Leuten gewonnen hat, so ist damit noch in keiner Weise gesagt, daß er auch fähig ist, die anderen mit zur wahren Kirche zu führen. Die Vorgänge auf den Weltkirchenkonferenzen zeigen uns dies deutlich. Es ist nicht einmal möglich, eine gemeinsame Bekenntnisformel zu erarbeiten.

Quid faciendum? Der Dominikaner Johannes Nider riet in der ihm aussichtlos erscheinenden Lage des 15. Jahrhunderts dazu, mit der Reform einfach einmal unten zu beginnen, bei der Selbstheiligung, bei den Zellen, in den kleinen Niederlassungen, von Mann zu Mann. „Reformation als religiöses Anliegen heute“ muß daher auch für uns bedeuten: Reform an uns selber und Weitertragen dieser Gedanken in eine Welt, die vielfach guten Willen, aber manchmal noch nicht die nötige Auffassungsgabe hat. Wer die Geschichte der Kirche kennt, der weiß aber auch, daß nie ein Anlaß zur Verzweiflung besteht. Darum sei mit einer erfreulichen Tatsache, die uns die Presse mitgeteilt hat, geschlossen. Das hohe Kreuz, das über der Schlußkundgebung des deutschen evangelischen Kirchentages 1951 im Berliner Olympiastadion stand, wurde nach einem Beschluß des Kirchentagspräsidiums dem deutschen Katholikentag 1952 in Berlin zur Verfügung gestellt. Es möge ein verheißungsvolles Symbol für die Wahrheit des Wortes Christi sein: „Es wird eine Herde und ein Hirt sein.“ (Joh 10, 16.)

Der pastorale Hausbesuch

Seine Notwendigkeit und Möglichkeit

Von Pfarrer Theodor Blieweis, Wien

Der pastorale Hausbesuch liegt in unserem Lande im argen, seit Jahrzehnten, vielleicht seit Jahrhunderten schon. Wohl aus dieser Erkenntnis wurde das Anliegen des pastoralen Hausbesuches zum Thema der letzten Pastoralkonferenz der Wiener Erzdiözese gewählt. Und wohl noch aus einem anderen Grunde: weil er vielleicht noch nie in der Seelsorge unseres Landes so wichtig und dringlich war wie heute.

Damit stehen wir bereits beim ersten Punkt unseres Themas: Notwendigkeit des seelsorglichen Hausbesuches. Wir dürfen wohl sagen: die ganze seelische Einstellung und die seelsorgliche Not unserer Tage drängen den Priester zum regelmäßigen pastoralen Hausbesuch. Der heutige Mensch ist kritisch geworden. Er nimmt nicht mehr wie etwa der Mensch des Mittelalters eine Lehre, zumal eine, die sein persönliches Leben bis ins letzte hinein bestimmen soll, auf bloße Autorität hin an. Er ist von der Wahrheit des Christentums erst überzeugt, wenn er die Übereinstimmung von Lehre und persönlichem Leben erfahren konnte, wenn er einem Glaubenden und nach dem Glauben Lebenden begegnen durfte; wenn er im religiös Ergriffenen den Glauben als eine Wirklichkeit und Realität erlebte. In besonderem Maße gilt dies für den amtlichen Verkünder des katholischen Glaubens, den Priester. Wenn der im tiefsten mißtrauische Mensch von heute spürt, daß der Künder des Gottesreiches mit seiner ganzen Persönlichkeit hinter jedem seiner Worte steht, dann wird er sich gerne überzeugen lassen oder in seinem Glauben vertieft werden. Dies geschieht aber nicht zuletzt durch die persönliche Begegnung, durch den persönlichen Kontakt zwischen Priester und Volk. Zum anderen wäre zu sagen, daß in der Tat die seelsorgliche Not unserer Zeit zum planmäßigen Hausbesuch drängt. Mehr denn je kommt den Familien eine fundamentale Bedeutung in der ganzen Seelsorge zu. Sie sind die natürlichen Zellen jeder Pfarrgemeinde, die christliches Leben zeugen, hüten und verbreiten sollen. Die Zeit kann uns manches nehmen — und hat uns schon einmal manches genommen —, kann uns aus der Öffentlichkeit eliminieren — in wie vielen Ländern ist es zur Stunde so —, die Familie, das Heim der Getauften, bleibt uns immer offen.

Gott zeigt nicht nur durch die psychologische Einstellung des modernen Menschen und die Not der Seelsorge den richtigen Weg in unserer gegenwärtigen Pastoration. Der persönliche Kontakt war schon in den Tagen Christi die wirksamste Seelsorgemethode. Der Herr Jesus hat bereits mit dem pastoralen Hausbesuch begonnen. Er ist also so alt wie die Kirche selber. Jesus hat weder einen Pfarrhof noch ein Palais benötigt. Er ist in die Häuser der

Menschen gegangen. Der Hausbesuch geht also auf Jesus zurück. Der in der Kirche fortlebende Christus verlangt ihn auch heute noch von uns. Das kirchliche Rechtsbuch scheint doch in seinen Kanones 467 und 468 die Seelsorge von Mensch zu Mensch, das persönliche Kennenlernen jedes Gemeindemitgliedes, was nur durch Hausseelsorge erreichbar ist, zu fordern. Wie könnten die Worte auch anders verstanden werden, wenn es im Kanon 467, § 1, heißt: „Debet parochus officia divina celebrare, administrare Sacramenta fidelibus, quoties legitime petant, suas oves cognoscere et errantes prudenter corrigere, pauperes ac miseros paterna caritate complecti . . .“ Also der Pfarrer muß seine Pfarrglieder kennen. So bestimmt es das kirchliche Gesetz. Das „cognoscere“ will sicherlich mehr ausdrücken, als daß der Pfarrer die Pfarrkinder nur dem Namen nach, nur vom Sehen her kenne. Wieviel wäre allein dies schon wert, kennten wir alle Pfarrbewohner nur dem Namen nach und nach ihrem Aussehen! Im Kanon 467, § 2, lesen wir weiter: „Monendi sunt fideles ut frequenter . . . ad suas paroeciales ecclesias accedant ibique divinis officiis intersint et verbum Dei audiant.“ Hiernach soll der Pfarrer die Pfarrangehörigen, die er nicht in seiner Kirche sieht, einladen und auffordern, sich in das Beten und Opfern ihrer Pfarrkirche (ubi commode id fieri possit) einzugliedern. Diese Anweisung setzt den vollen persönlichen Kontakt des Seelsorgers mit seiner ganzen Gemeinde voraus.

Die Wiener Synode bestimmt im Kanon 52: „Die Kenntnis der Pfarre und der Pfarrkinder ist eine der wichtigsten Voraussetzungen für eine zielbewußte und gedeihliche Seelsorge.“ Kanon 53 sagt: „Der Pfarrer benütze jede Gelegenheit, die ihm anvertrauten Seelen immer näher kennenzulernen. Er vergesse dabei nicht, daß auch Nichtkatholiken zum Bereiche seiner Seelsorge gehören . . . die pastoralen Hausbesuche geben reichlich Gelegenheit, mit den Gläubigen in Fühlung zu kommen.“ Eigentlich ist es fast verwunderlich, daß die Hausbesuche hier nicht zur ausdrücklichen Pflicht gemacht werden. Andere Diözesen sind in dieser Hinsicht weiter gegangen. So bestimmt die Diözesansynode Münster schon 1924: „Es ist strenge Berufspflicht aller Seelsorger in Stadt und Land, in großen und kleinen Gemeinden die Hausseelsorge planmäßig zu betreiben. Jede Familie soll womöglich alljährlich wenigstens einmal besucht werden.“ Wir dürfen also zusammenfassend sagen: Die Hausseelsorge ist eine uralte, aber für jede Generation immer wieder neue Forderung, die bereits in den Evangelien und der Apostelgeschichte grundgelegt, im Trienter Konzil verankert, im Rituale Romanum ausgesprochen und von den bedeutenden Pastoraltheologen bis auf unsere Tage herauf stets eindringlich gelehrt wird.

Eine Zusammenschau gerade der Stimmen aus unserer Zeit soll die Begründung und Aktualität der pastoralen Hausbesuche eingehender aufweisen. Allen voran hat der unvergeß-

liche Wiener Pastoraltheologe Dr. Heinrich S w o b o d a in seinem grundlegenden Werk „Großstadtseelsorge", das schon vor 43 Jahren erschien, eingehend und tiefgründig zu diesem Problem Stellung genommen: „Gehen wir etwas näher ein auf unsere auch an die Großstadtseelsorger gerichtete Hauptforderung, die des systematischen persönlichen Kontaktes. Dieser Kontakt wird in der Gesamttendenz des Geistlichen, überall Anschluß zu suchen, verwirklicht. Die naheliegendste Form des Kontaktes ergibt sich bei einem geregelten, taktisch und taktvoll ausgenützten, aber immer nur seelsorglichen, nicht allgemein gesellschaftlichen Hausbesuch. Es ist kein zweckloses, zeitraubendes treppauf und treppab, auch die Engel sah der Patriarch über die Stufen auf- und niedersteigen. Wohl aber wird damit nach Volkscharakter und Bedürfnis eine allgemeine Regel zu detaillieren sein. Wo immer sich Gelegenheit zu solchen seelsorglichen Besuchen bietet, sind dieselben gewissenhaft und von Amts wegen zu benützen, auch dort oder richtiger besonders dort, wo der systematische, mehrmalige Hausbesuch, wie wir ihn in England, respektive in London fanden, nicht in Übung wäre. In dieser Systematik liegt die beste Gewähr gegen alle Gefahren. Gerade in Großstädten sind die Pfarrkinder daran zu gewöhnen, daß der Besuch des Seelsorgers nicht etwas Schreckhaftes an sich habe, nicht wie mancherorts, und zwar nur in Großstädten, das Erscheinen des Geistlichen die Hausleute zur Frage veranlaßt, ob es dem Kranken ‚schon so schlimm' gehe. Die allerbeste, den Regeln der Höflichkeit und den Anforderungen des Seeleneifers entsprechende Veranlassung des systematischen Hausbesuches findet sich beim Amtsantritt. Der Pfarrer macht seinen Antrittsbesuch . . . Nicht nur bei den Notabilitäten der Gemeinde, sondern bei allen, deren unsterbliche Seelen ihm überwiesen sind, stellt er sich vor, spricht einige freundliche Worte, ladet die Leute zur Kirche ein, stellt Rat und Tat zur Verfügung, ohne lästig zu fallen — alles lauter selbstverständliche, in der Situation motivierte Dinge und an sich durchaus nicht ein außerordentliches Mittel. Das muß auch in Paris und Wien und in Budapest möglich sein. Und wenn dieser friedliche Weg hie und da von Dornen überwuchert ist, die der gute Hirte bekanntlich nicht scheut, werden solche Erfahrungen ihn sogar rasch und klar orientieren. Er lerne nur seine Gemeinde kennen und sie ihn in seinem Seeleninteresse, seinen edlen Sitten und seiner Geduld. Gewiß wird aber die ehrende Mühe, die er sich gegeben, die Herzen aller Gutgesinnten rascher als irgendein anderes, exotisches Mittel ihm zuführen. Viele werden den Besuch erwidern, manche, die meinten, daß sie der Pfarrer nichts angehe, werden anschaulichst vom Gegenteil überzeugt, sogar aufgerüttelt. Feindselige fühlen sich vor die Entscheidung gestellt, und vielleicht wird mancher Saulus den Stachel in seiner Seele deutlicher empfinden. Eigentlich ist mit diesem Vorschlag gar nichts Neues gesagt, nur die Anregung für die Groß-

stadt dürfte manchen überraschen — um so notwendiger wäre sie dann. Aber ‚neue Bahnen' im Sinne von Neuerungen sucht dieser uralte Hirtenweg nicht auf." (S. 294 ff.) Swoboda hat dann im folgenden die Bestimmungen einer Reihe von Provinzialkonzilien zusammengestellt, die den Hausbesuch zum Gegenstande haben. Am eindringlichsten handeln davon, schon vor fast 100 Jahren, die Konzilien von Quebec (1854) und Cincinnati (1858): „Parochus . . . non officio suo satisfecisse arbitretur, si domi inclusus expectet, ut ad ipsum veniant parochiani. Semper equidem valuit sed hisce praesertim temporibus valet hoc praeceptum Domini: Ite ad oves, quae perierunt domus Israel . . ." Zur selben Zeit heißt es in einer Bestimmung in Albi (Frankreich) 1850: „. . . ferme necesse est, ut omnes per singulas domos identidem invisat." Swoboda nennt schließlich diesen seelsorgerischen Weg, der von manchen als Heroismus angesehen wurde und wird, nur ein „medium ordinarium, in unseren Großstädten Pflicht, doppelt begründet in dem wechselseitigen Fremdsein ihrer Bewohner".

Auf einer der großen Wiener Seelsorgertagungen sprach 1932 der bekannte Propst Dr. Josef Weingartner von Innsbruck mit besonderem Nachdruck über die Notwendigkeit der pastoralen Hausbesuche: „Ganz selbstverständlich sollte es sein," sagte er, „daß der neue Pfarrer bald nach seinem Einstand seine ganze Pfarrei besucht. Ich weiß, daß bei uns auch das in den weitaus meisten Fällen nicht geschieht, aber ich halte das, und zwar auch in der kleinsten Landgemeinde, für einen offenkundigen und sehr bedauerlichen Mangel. Der Seelsorger wird mit seiner Pfarrei viel schneller, viel inniger und viel allgemeiner zusammenwachsen, wenn er den Leuten diese Aufmerksamkeit erweist . . . Auch dort, wo man sich zu den allgemeinen Pfarrbesuchen nicht entschließen kann, sollte man wenigstens diese Besuche aus konkreten Anlässen systematisch einführen. Sie beanspruchen nicht so viel Zeit und sind auch sonst weniger schwierig, weil das Gesprächsthema ja von selber gegeben ist, und die Leute sind von der Aufmerksamkeit fast durchwegs angenehm berührt und außerdem bei freudigen als noch mehr bei traurigen Ereignissen für pastorale Einwirkungen leichter zugänglich. Aber zu ersetzen sind die allgemeinen Besuche nicht, weil man nur durch sie mit der ganzen Pfarrei in Beziehung kommt."

Pfarrer Stephan Berghoff schreibt in seinem Buche „Zeitgemäße Seelsorge" (1939) zu unserem Kapitel u. a. folgende Sätze: „Die Seelsorge in der Industriegemeinde muß zu einem großen Teil Hausseelsorge sein. Bleibt der Geistliche auf seiner Burg und geht er nicht durch die Häuser seiner Gemeinde, so fällt er von einer Selbsttäuschung in die andere. Er rühmt sich seiner guten Gemeinde und weist mit Stolz auf die gefüllte Kirche hin, aber er weiß nicht, daß es Straßenviertel gibt, in drei Minuten Entfernung, wo von zehn Familien fünf nicht zur Kirche gehen, daß auf einer

Straße fünf Paare nicht kirchlich getraut sind. Bleibt der Geistliche auf seiner Burg und geht er nicht durch die Häuser seiner Pfarrei, so erfüllt er seine Pflicht nicht ganz. Ein hartes, aber wahres Wort. Der gute Hirt geht den verlorenen Schafen nach, sucht und rettet sie. Besucht der Geistliche in regelmäßiger Hausseelsorge die Familien seiner Gemeinde, dann geht in ihm und mit ihm Christus segnend durch die Häuser . . . Sooft ich die Stunden der Hausseelsorge hinter mir habe, bin ich voll stiller Freude. So hat sich wohl der gute Hirt gefreut, als er nach seinem Wirken unter den Leuten abends allein in der Herberge war." (S. 91.)

Constantin N o p p e l, der Verfasser des Werkes „Die neue Pfarrei", weiß im gleichen Jahre, 1939, folgendes zu sagen: „Eine Hauptsorge des Pfarrers ist ferner, gerade mit den Familien die persönliche Fühlungnahme herzustellen, also vor allem den Hausbesuch in den Familien zu pflegen. Dadurch erhält er die Möglichkeit, an der Quelle des Lebens auf die Gestaltung einer christlichen Lebensordnung, christlichen Brauchtums hinwirken zu können. Gerade auf dem Wege über den planmäßigen Familienbesuch um die Mittagsstunde, wenn alles um den Tisch versammelt war, hatte zum Beispiel der hl. Pfarrer von Ars in verhältnismäßig kurzer Zeit seine religiös völlig abgestandene Pfarrgemeinde in Christus erneuert." (S. 172/3.)

Der verstorbene Pfarrer Dr. Konrad M e t z g e r aus Breslau versucht in seiner kleinen, aber ganz kostbaren Arbeit „Seelsorge auf der Straße und in den Häusern" (1945) zu verdeutlichen, wie, geschichtlich gesehen, uns der Weg aus dem Pfarrhof herausführt: „Der hl. Märtyrerbischof Ignatius gibt in seinem Brief an Polykarp den Rat: ‚Suche alle beim Namen.' Dieses urchristliche Wort hat dem Seelsorger viel zu sagen. Es kann seine Grundhaltung gegenüber der Gemeinde wesentlich beeinflussen. Er wird es mit der Feier der Eucharistie, der Spendung der Sakramente, der Führung durch das Kirchenjahr in Predigt und Vortrag nicht bewenden lassen und sich grundsätzlich nicht auf die beschränken, die ins Gotteshaus, ins Pfarrhaus kommen. Er wird alle, die zu seiner Gemeinde gehören, ‚suchen', nicht ruhen, bis er sie ‚beim Namen' rufen kann, das heißt, ihnen nahe gekommen ist, ihre innerste Gesinnung kennt. Es kommt nicht zuerst darauf an, wie weit er das erreicht, sondern darauf, daß ihm das Ziel vorschwebt. Daraus ergibt sich eine bestimmte Grundhaltung. Sie ist nirgends so fein ausgedrückt wie in den Hirtengleichnissen Jesu. Der palästinensische Hirt lebt ganz unter den ihm anvertrauten Schafen. So muß der Seelsorger aus dem Gotteshaus herausgehen und die Seinigen betreuen, indem er die Lebensgemeinschaft mit ihnen zu verwirklichen sucht. Es leidet ihn dann nicht bei seinen Büchern und Akten, in den Bequemlichkeiten seines Hauses. Er reißt sich immer wieder los, ist mehr unter den Seinen als in der Geruhsamkeit seines Hauses, das ihn leicht zu feiner Selbstsucht verleiten

kann. Uns Seelsorgern, die wir eine Jugend mit Büchern und Studien verlebten, kostet diese Grundhaltung stets neue Mühe. Sie ist vielem, was uns sehr lieb geworden, entgegengesetzt. Hat etwa gar der Mitbruder recht, der einmal sagte, wir seien alle durch einseitiges Studium ‚verdorben' und müßten ‚umlernen'? Sicher hat er übertrieben und doch sagt er etwas Richtiges. Ein alter Priester, der in seiner Gemeinde sehr angesehen war, wurde einmal bei einem Essen von seinem Nachbar gefragt: ‚Herr Pfarrer, man sieht Sie ja gar nicht.' Der Priester antwortete: ‚Kommen Sie jeden Sonntag in die Kirche, dann sehen Sie mich.' Diese Antwort kennzeichnet deutlich die Haltung längst vergangener Seelsorge. Einerseits soll nicht verkannt werden, was sich hier zeigt. Der Priester sucht die Seinen überall, wo sich Gelegenheit bietet; anderseits ist aber hier verkannt, was der Laie meinte und wünschte: der Seelsorger soll aus seinem Bau heraus. Einst waren die Zeiten geistig so gelagert, daß die Leute zum Pfarrer kamen. Das war jene Zeit, in der der Priester Standesherr in mannigfacher Form war, in der Gotteshaus, Schule, Kirchhof und Pfarrhof ein oft noch äußerlich abgegrenzter heiliger Bezirk waren. Das hat sich geändert. Oft stehen heute unsere Kirchen in der Straßenzeile, ja unter Hinterhäusern. Der Pfarrer sitzt in einer Mietwohnung; ja manchmal ist er nur Untermieter. Die Zeit drängt also den Seelsorger hinaus unter die Seinen. Verstehen wir diese Entwicklung, die wir nicht aufhalten können? Der Typ Seelsorger, den die Zeit fordert, ist heute noch nicht allzuhäufig."

In dem neuesten Werk über Hausseelsorge „Franziskus in der Großstadt" (Luzern 1953), für das alle Pfarrer sehr dankbar sein müssen, schreibt Reinhold W i c k: „Die Erfahrung aber, daß die bisherigen Seelsorgemethoden religiös Entfremdete nicht mehr erfassen und zurückführen, ist eine so allgemeine, daß die persönliche Kontaktnahme mit ihnen vorab in der Form einer Hausmission zu einer besonderen Zeitnotwendigkeit geworden ist. Wenn die Menschen nicht zur Kirche gehen, muß die Kirche zu den Menschen gehen." Die Hausmission der Kapuziner in Zürich ist aber nur eine besondere Form des pastoralen Hausbesuches, insofern er zwar im Auftrag der Pfarre, aber nicht von den pfarreigenen Seelsorgern durchgeführt wird. Freilich versucht der langjährige Leiter der Züricher Hausmission den Nachweis zu liefern, daß der ordentliche Pfarrklerus keine Zeit für die Hausmission haben könne, also für regelmäßige, systematische Hausbesuche. Es ist eine gefährliche Sache, solches zu tun. Zudem lassen sich auch Gegenstimmen und Gegenbeweise anführen. Sicher wird jeder einsichtige Pfarrer einen Hausmissionär herzlich willkommen heißen. Aber deswegen sollen und dürfen der Pfarrer und seine Kapläne um keinen Hausbesuch weniger machen. Im Gegenteil! Das täglich erlebte Beispiel soll zu noch größerem Eifer anregen. Also auch hier gilt richtiger das weise „Sowohl als auch".

Sehr treffend bemerkt Wick: „Noch verwenden wir zu viel Zeit und priesterliche Seelsorgekräfte für die Wohlbehüteten der Herde Gottes. Wohl 95 Prozent aller Seelsorgekräfte dienen ihnen, während für das Heer der Fernstehenden und Erschlagenen des Glaubens und der Seele die restlichen 5 Prozent genügen sollten. Da fehlt es an Verantwortungsbewußtsein gegenüber den Verlorenen der heiligen Kirche . . . Mit Entsetzen müssen wir feststellen, daß man für die 20 oder 30 Prozent religiöser Praktikanten so viel Kraft aufwendet, indes für die restlichen 70 oder 80 Prozent einige wenige Brosamen vom Tische des Herrn abfallen." (S. 46.) Hier wäre einzusetzen. Auch von der Landseelsorge sagt Wick: „Auch auf dem Lande liegt der Hauptteil der Seelsorgearbeiten vor der Kirchentüre. Es ist mit den Forderungen der Zeit kaum vereinbar, wenn der Dorfgeistliche nur einmal im Jahre außerdienstlich in die Häuser kommt. Zumal, wenn er den vorgeschriebenen Hausbesuch mit einer Sammlung verbindet und in fünf Minuten erledigen will. Die Seele des Dörflers lernt man nur im vertrauten Umgang kennen . . ." (S.47.)

Auf die Hausseelsorge weisen schließlich die wahrhaft programmatischen Ausführungen der beiden letzten Päpste hin, die wieder einmal beweisen, wie der oberste Hirte der Kirche auch dem letzten Seelsorger auf dem Lande immer die vordringlichsten Seelsorgemethoden für die gegenwärtige Zeit aufzuzeigen vermag. Im Jahre 1946 sagte Pius XII. in seiner Ansprache vor den Fastenpredigern und Pfarrern Roms u. a.: „In der Sorge um die gegenwärtigen Verhältnisse ermahnen Wir euch nochmals, als Seelenhirten euren Eifer nicht auf jene zu beschränken, die schon von selber am kirchlichen Leben teilnehmen, sondern auch mit nicht geringerem Eifer die Verirrten aufzusuchen, die fern von ihm leben. Diese sind, wie ihr wißt, schweren Gefahren ausgesetzt, jedoch nicht unrettbar verloren. Viele, vielleicht die meisten, können noch gewonnen und auf den rechten Weg zurückgerufen werden. Alles hängt davon ab, Kontakt mit ihnen zu nehmen. Was sie vom Priester erwarten, ist die Uneigennützigkeit und der Sinn für Gerechtigkeit. Weder das eine noch das andere geht euch ab, geliebte Söhne, die ihr beides jeden Morgen vom Erlöserherzen selber erhaltet. Machet die Annäherung an jene, welche sich der Kirche entfremdet haben, das Zusammenleben mit den Mühseligen und Beladenen zum beherrschenden Ziel eurer Gedanken, zum Geheimnis und sozusagen zur Seele eures priesterlichen und apostolischen Wirkens." Und in der Enzyklika „Divini Redemptoris" hatte bereits Pius XI. erklärt: „Mit väterlichem Wohlgefallen begrüßen Wir die eifrigen seelsorglichen Bemühungen so vieler Bischöfe und Priester, die — Wir hoffen immer mit der notwendigen Klugheit — neue Methoden des Apostolats ersinnen und erproben, die den Forderungen unserer Zeit mehr entsprechen. Daher mögen sie den größeren Teil ihrer Kräfte und ihrer Tätigkeit

darauf verwenden, jene Kreise mit dem Geiste des Christentums zu durchdringen, die ihn am wenigsten besitzen."

Nicht zuletzt sei hingewiesen auf das vorbildliche Beispiel Kardinals John Henry Newmans, der noch in der Zeit vor seiner Konversion zweimal in der praktischen Seelsorge tätig war. In einer Würdigung seines pfarrlichen Wirkens lesen wir darüber folgendes: Am 28. Juli 1824 schreibt er an seine Mutter: „Etwa vor zehn Tagen begann ich die Visitation meiner ganzen Pfarrei, ging von Haus zu Haus, fragte nach Namen, Zahlen, Berufen, wohin sie zur Kirche gingen usw. Ich habe bis jetzt ein Drittel (und zwar das achtbarste Drittel) der Bevölkerung erledigt. Im allgemeinen sind sie sehr höflich gewesen, oft sprechen sie ihren Dank dafür aus, daß ein Geistlicher sie besucht, hofften, mich wiederzusehen usw. Hatten sie die Gewohnheit, die andersgesinnten Versammlungen zu besuchen, so entschuldigten sie sich im allgemeinen mit der Ausrede, daß der Pfarrer alt sei und sie ihn nicht hören könnten oder daß die Kirche zu klein sei. Aber sie äußerten keine Abgeneigtheit, zurückzukehren." Die Beobachtungen Newmans über seine Hausbesuche sind höchst interessant, da er vor hundert Jahren die gleichen Erfahrungen machte, wie wir heute. Was aber sehr zu würdigen ist, ist wohl die Tatsache, daß Newman schon vor 100 Jahren den Hausbesuch als ein ordentliches Mittel der Seelsorge auffaßte und durchführte. Dabei dürfen wir eines nicht übersehen: er war Geistlicher der anglikanischen Kirche, d. h. der englischen Staatskirche, von deren Geistlichen . . . man eine derartige Seelsorge absolut nicht gewohnt war. Daher kam denn auch das große Staunen der Gläubigen über ihren neuen Pfarrverweser . . . Auch andere Erfahrungen, die wir an uns zuweilen machen, sind Newman nicht fremd. So, wenn er im gleichen Brief schreibt: „Ich habe ziemlich Angst vor den zwei Dritteln der Pfarrei, die jetzt drankommen, habe aber das Vertrauen, daß ich es gut durchbringe und so, wie ich es nur wünschen kann. Es wird etwas Großes geleistet sein; ich werde alle meine Pfarrkinder kennen und von meinen Pfarrkindern gekannt sein . . ."

Die Reihe der Zeugnisse sei beschlossen durch niemand Geringeren als den Papst, dessen Heiligsprechung vor kurzem erfolgt ist: Pius X. Als er nach seiner Kaplanzeit in Tombolo Pfarrer von Salzano wurde, einer großen Pfarre mit zwei Kaplänen, sprach sich bald herum, daß er im Gegensatz zur bisherigen Gepflogenheit jedes Haus und jede Familie persönlich aufsuchte. Es ist kein Zufall, daß Johannes Vianney und Josef Sarto, die als Pfarrer und Seelsorger im Gegensatz zu vielen anderen Mitbrüdern den planmäßigen pastoralen Hausbesuch übten, beide Heilige waren.

Alle diese angeführten Zeugnisse und Beispiele zeigen uns die Notwendigkeit und Möglichkeit planmäßiger Hausseelsorge. Es gibt Gebiete in Deutschland, in denen die Pfarrer mit ihren Kaplänen seit Jahren planmäßig den Hausbesuch üben.

Bei einer seelsorglichen Studienreise dorthin lernte ich eine Großstadtpfarre kennen, in der der systematische Hausbesuch in folgender Weise gepflegt wird: Pfarrer und Kapläne haben sich die Pfarre aufgeteilt. Jeder Priester besucht wöchentlich 15 Familien. Der Pfarrer bespricht mit seinen Kaplänen jede Woche die gemachten Besuche. In einer anderen Pfarre der gleichen Stadt besucht jeder Pfarrseelsorger wöchentlich zwanzig Familien. Diese Hausbesuche sind für die Kapläne verpflichtend wie die Erteilung des schulischen Religionsunterrichtes oder die Seelsorgestunden. Jedes Jahr werden die von den einzelnen Seelsorgern übernommenen Straßenviertel gewechselt, so daß im Laufe von vier Jahren jeder Priester die ganze Pfarre kennengelernt hat. In einer Industriestadt ist ein Dechant trotz seiner 65 Jahre unermüdlich im Hausbesuch und steigt unverdrossen bis zu den ärmsten Dachwohnungen seiner Pfarrkinder hinauf. Freilich konnte mir auch einer dieser Pfarrer mit viel Freude mitteilen, daß es in seiner Pfarre mit etwa 9000 Einwohnern seit längerem keine einzige nicht kirchlich geschlossene Ehe gibt. Alle möglichen Fälle wurden konvalidiert. Alles Frucht der persönlichen Seelsorgerbesuche! In einer anderen Stadt, deren Hauptpfarre 20.000 Katholiken zählt, hat der dortige Pfarrer im Laufe etlicher Jahre bereits zweimal alle Häuser und Wohnungen seiner Pfarre aufgesucht, und seine Kapläne unterstützen ihn eifrig. In England und in Holland ist der systematische Pastoralbesuch seit langen Jahren eine so selbstverständliche Einrichtung, daß darüber gar nicht debattiert wird.

Gegen die Möglichkeit, bzw. Realisierbarkeit der Hausbesuche werden verschiedene Einwände geltend gemacht. Es ist interessant, was Propst Weingartner zu den üblichen Einwänden sagt: „Ich weiß, wie viele Einwände gegen die Hausbesuche erhoben werden. Im wesentlichen lassen sie sich auf zwei zurückführen: in großen Pfarreien nicht möglich, in kleinen Pfarreien nicht notwendig! Ich kenne die Einwände, weil ich sie selber machte und mich mit ihnen gegen die im Grunde meines Herzens klar erkannte, aber lästige Aufgabe fünf Jahre lang wehrte. Seitdem ich aber die große, mehr als 20.000 Seelen umfassende Pfarrei einmal und die größere Hälfte auch schon selber zweimal besucht habe und außerdem auch meine Herren Kooperatoren fleißig mithelfen, weiß ich auch, daß die Einwände nicht stichhältig sind, und wenn ich, der ständigen Anstrengung müde, einmal eine längere Pause eintreten lasse, treibt mich immer das schlechte Gewissen, doch wieder anzufangen." (Auf der 1. Seelsorgertagung in Wien!)

Es ist in der Tat so: Wir Seelsorger und Pfarrer haben für alles Zeit — nur nicht für Hausbesuche. Weil wir uns hiefür keine Zeit nehmen — wollen. Ich bin tief überzeugt, daß auch der vielbeschäftigte Seelsorger mit der Zeit seine Pfarre ganz kennenlernen kann. Wo ein Wille, da ein Weg. Er wird andere Arbeiten zurückstellen um dieser willen. Er wird dann sein Vorhaben auszuführen

vermögen und wohl nur dann, wenn er sich eine festgesetzte Zeit für diesen Zweck zurechtlegt: einen bestimmten Tag in der Woche, bestimmte Stunden an bestimmten Tagen. Das hilft viel. Sagt doch ein sehr erfahrener Stadtpfarrer: „Ständige Hausbesuche sind so lästig, daß sich jeden Tag ein triftig aussehender Gegengrund einstellt. Man kann sie also nur durchführen, wenn man für sie eine ganz bestimmte Zeit freihält, sie für diese Zeit als Hauptaufgabe und Hauptarbeit betrachtet, und sich, ganz besondere Ausnahmen abgerechnet, durch keine Entschuldigungen und andere Arbeiten von ihnen abhalten läßt. Sonst kommt man mit ihnen ganz bestimmt nicht vorwärts."

Die gegebenen A n l ä s s e für den Hausbesuch seien hier nochmals zusammengefaßt: Hochzeiten, Taufen, Sterbefälle, Erstkommunionen, Erkrankungen, materielle Notfälle. In diesen und ähnlichen Fällen sind die Familien von vornherein für den priesterlichen Besuch empfänglich, man versteht das Kommen, ist um Gesprächsstoff auf beiden Seiten nicht verlegen. Was aber dann, wenn kein konkreter Anlaß gegeben ist? Dann einfach und ehrlich als Grund des Besuches angeben, daß man sich kennenlernen, Kontakt finden wolle, da man seit kurzem oder auch schon so lange in der Pfarre wirke. Das gilt für den Pfarrer wie für den Kaplan. Man möge auch keine Scheu haben, im Gespräch direkt auf das Religiöse hinzusteuern. Letztlich erwarten es die Leute. Sehr praktisch ist es, mit der Karteikarte in der Hand die Familienverhältnisse zu überprüfen, wobei verschiedene Ergänzungen angemerkt werden, wie kirchliche oder standesamtliche Trauung, Erstkommunion, Firmung der Kinder, Besuch der Seelsorgestunde usw. Dadurch ist man ungezwungen sogleich im Seelsorglichen drinnen. So etwa, wie es die Hausmissionäre machen.

Das Schwerste beim pastoralen Hausbesuch ist, auch wenn wir schon wissen, was und wie wir mit den Menschen sprechen, — das Anklopfen, das Anläuten an der Türe. Das kostet oft ungeheure Überwindung. Ich gestehe offen, daß mir mancher Hausbesuch schwerer ankam als das Antreten zu einer theologischen Prüfung. Ich will ehrlich sagen, daß ich mitunter einige Male am Hause vorbeiging, bis ich endlich eintrat, daß ich so und so oft erleichtert aufatmete, wenn die Türe verschlossen blieb; daß ich bisweilen auch bis zum Haus hinging und, ohne angeklopft zu haben, wieder den Weg zum Pfarrhof zurückging. Viel, sehr viel Überwindung lag auf meinen pastoralen Besuchen, und niemand ahnte es. Man meinte eher, ich tue dies aus Liebhaberei. Aber auch mancher Segen Gottes lag auf diesen Besuchen, wohl gerade deshalb. Wer einmal mit ihnen begonnen, weiß: Das ist der Weg, den wir heute immer zu gehen haben. Da, wo Mensch und Mensch sich gegenübersteht, ist wirkliche Hirtenarbeit am Werk, und der Priester wird die heilige Unruhe hin zu den Menschen nie mehr ganz los werden. Tief bereichert bin ich nach jedem Besuch heimgekommen.

Ich habe immer wieder dabei die Pfarre erlebt, mir wurde sie keine Illusion, sondern konkrete Wirklichkeit. Ich hatte jedesmal nachher das erlösende Bewußtsein: das war keine verlorene Zeit, das war Hirtensorge, jetzt bist du Herrenwege gegangen. Und man hat wieder mehr Achtung vor sich selbst gehabt. Vielleicht ist das eben ein Gradmesser für die Selbstlosigkeit von Pfarrbesuchen, der uns vor Selbsttäuschungen bewahrt: Je unlieber man in eine Wohnung tritt, je mehr Überwindung der Besuch kostet, um so mehr Seelsorge steht dahinter.

Wie steht es nun mit dem E r f o l g? Zumeist entzieht sich uns der tatsächliche Erfolg, wie dies bei der Seelsorgearbeit fast durchaus der Fall ist. Diese wird immer ein Wirken auf weite Sicht bleiben. Wir dürfen gar nicht nach dem augenblicklichen Erfolg fragen. Wir dürfen nur nach dem Sinnvollen einer Handlung fragen und, können wir dies bejahen, sie auch setzen. Die einen werden säen, die anderen, die Späteren, einmal ernten. Und doch, dies alles vorausgesetzt, läßt sich mancher greifbare Erfolg aufzeigen.

1. Der Pfarrer kennt seine Pfarrgemeinde und umgekehrt. Der Kontakt ist da.

2. Der Seelsorger merkt den Erfolg in der Schule. Er stößt bei den Kindeseltern, die er besucht hat, auf weniger Schwierigkeiten. Sie arbeiten mit, stehen dem Religionslehrer mehr zur Seite.

3. Es erregt kein Aufsehen mehr, wenn er eine Familie besucht. Die Pfarrbewohner lassen dadurch auch leichter den Geistlichen zum Kranken kommen. Die Hausbewohner sind nicht dem Gespötte der anderen ausgesetzt. In guten und schlechten Tagen besucht der Seelsorger alle. Dieses Plus müssen wir sehr hoch ansetzen. Die Scheu vor dem Geistlichen schwindet.

4. Man wird mehr gegrüßt, obwohl ich persönlich durchaus der Meinung bin, daß der Seelsorger, soweit es möglich ist, zuerst grüßt.

5. Durch den regen Kontakt bewahren wir uns vor Weltfremdheit, öffnen den Blick für die konkrete Wirklichkeit.

6. Die Volksverbundenheit des Priesters wird sichtbare Tatsache.

7. Durch regelmäßige Hausbesuche gewinnen wir ungemein viel für Katechese, Predigt und Pfarrblatt. Predigt und Katechese greifen mehr in die Wirklichkeit und in das volle Leben. Das Pfarrblatt wird die momentanen Fragen, die im Volke lebendig sind, beantworten, und es wird auch mit größerem Interesse gelesen, „denn man kennt doch den Herrn Pfarrer".

8. Uns wird mehr und mehr ein ganz großes Verstehen der Menschen geschenkt, wir lernen sie in ihren tausend Hemmungen und Schwierigkeiten kennen: „Richtet nicht, schimpft nicht, verdammt nicht!" Es wird das unendlich große Erbarmen über uns kommen, das auch dem Herrn Jesus zu eigen war.

9. Unser Beten und Bitten vor Gott für die Gemeinde wird lebensnäher und intensiver werden.

10. Mitunter stellt sich auch ein unmittelbarer Erfolg ein, der gar nicht erhofft wurde. Ich habe erlebt, daß „bessere Kreise" nach meinem Besuch ihren Gegenbesuch abstatteten, indem sie am nächsten Sonntag in der Kirche zum Gottesdienst erschienen und dann in den Pfarrhof herüberkamen, um sich über die Art der Meßfeier lobend auszusprechen.

Ich bin am Ende meiner Ausführungen, wenngleich man sich über diesen Gegenstand noch stark in das einzelne verbreitern könnte. Doch das Thema lautete in weiser Beschränkung: Der pastorale Hausbesuch, seine Notwendigkeit und Möglichkeit. Ich habe versucht, aufzuzeigen, daß der regelmäßige Hausbesuch in der Tat überaus notwendig ist, daß er aber auch, wie uns die Beispiele zeigten, selbst in der Großpfarre möglich ist. (Unter Verwendung des Buches des Verfassers: **Hausbesuche eines Seelsorgers.** Tagebuchaufzeichnungen eines Jahres. Wien 1946, Verlag Mayer & Comp.)

Pastoralfragen

Scheinzivilehe erlaubt? In einer Pastoralkonferenz wurde ein Fall besprochen, den vor mehreren Monaten ein katholisches Wochenblatt berichtet hat: Ein katholischer Beamter heiratete eine Geschiedene standesamtlich, aber nur zum Scheine, d. h. ohne Ehewillen, nur zu dem Zwecke, um der Frau eine Pension zu sichern. Die beiden wollten auch nur wie Bruder und Schwester mitsammen leben. Sie glaubten, eine solche Scheinehe sei erlaubt und sie könnten deshalb auch weiterhin zu den Sakramenten gehen, da sie ja vor der Kirche und vor Gott nicht verheiratet seien. In diesem ihren Glauben, so berichtete das Blatt, habe sie auch eine kirchliche Rechtsstelle zustimmend bestärkt. Die Meinungen der anwesenden Priester über die Erlaubtheit einer solchen Scheinehe gingen auseinander. Die einen waren der Ansicht, man könne dagegen nicht viel einwenden; die zivile Trauung sei doch nur eine Formsache, eine leere Zeremonie. Andere äußerten Zweifel an der Erlaubtheit. Wieder andere meinten, man könne ein solches Vorgehen zwar nicht verbieten, aber man solle davon abraten. Wie soll man über den genannten Fall urteilen?

In dem Kasus geht es um die Frage, ob es sittlich erlaubt sei, eine standesamtliche Ehe zu schließen nur zu dem Zwecke, um sich die Rechtswirkungen einer staatlich anerkannten Ehe, z. B. eine Pension, zu sichern. Die Antwort wird im allgemeinen lauten müssen: E i n e s o l c h e S c h e i n e h e i s t n i c h t e r l a u b t, 1. wegen des staatlichen Ehegesetzes, 2. wegen der Occasio proxima peccandi, 3. wegen des Ärgernisses.

1. Can. 1016 des CJC. sagt: „Baptizatorum matrimonium regitur iure non solum divino, sed etiam canonico, salva competentia civilis

potestatis circa mere civiles eiusdem matrimonii effectus.“ Dem Staate erkennt also die Kirche das Recht zu, die bürgerlichen Folgen einer Eheschließung zu regeln und zu bestimmen, unter welchen Bedingungen diese bürgerlichen Rechtswirkungen einer Ehe zukommen. Nach dem gegenwärtig in Österreich geltenden Ehegesetz knüpft der Staat die bürgerlichen Rechte nur an die standesamtlich geschlossene Ehe. Für die Katholiken, die an die kanonische Eheschließungsform gebunden sind, bewirkt die staatliche Trauungszeremonie zwar keine gültige Ehe und gibt keine ehelichen Rechte, aber sie ist doch die gesetzliche Bedingung, um in den Besitz der bürgerlichen Rechte zu gelangen. Man kann deshalb nicht sagen, die standesamtliche Eheschließung sei für Katholiken nur eine leere Formel. Das ist sie wohl vom sakramentalen Standpunkt aus in Bezug auf die ehelichen Rechte, nicht aber in Bezug auf die bürgerlichen Rechte. Da aber diese im allgemeinen für die Eheleute selbst und für deren Kinder von großer Bedeutung sind, sind die Eheleute auch verpflichtet, die dafür vorgeschriebenen Bedingungen zu erfüllen, sich also der vorgeschriebenen standesamtlichen Trauungszeremonie zu unterziehen. Nur nach Erfüllung dieser Bedingung sind sie berechtigt, die bürgerlichen Vorteile einer Eheschließung in Anspruch zu nehmen. Nun aber verlangt das staatliche Ehegesetz, daß die Verlobten sich wirklich verehelichen, d. h. eine eheliche Lebensgemeinschaft aufnehmen wollen. Es verlangt einen echten Ehewillen. Einer bloßen Scheinehe versagt der Staat seine Anerkennung; ja er erklärt sie für nichtig. „Eine Ehe ist nichtig“, so § 23, n. 1, des Ehegesetzes vom 6. Juli 1938, „wenn sie ausschließlich oder vorwiegend zu dem Zweck geschlossen wird, der Frau die Führung des Familiennamens des Mannes oder den Erwerb der Staatszugehörigkeit des Mannes zu ermöglichen, ohne daß die eheliche Lebensgemeinschaft begründet werden soll.“ Wohl ist hier unter den Zwecken der der Pensionsberechtigung nicht ausdrücklich genannt, aber in dem der „Führung des Familiennamens“ mit eingeschlossen. Denn nur dann wird die Frau als Witwe die Pension ihres verstorbenen Mannes erhalten, wenn sie als berechtigte Trägerin des Namens ihres verstorbenen Mannes gilt, d. h., wenn sie als wirkliche Ehegattin von dem verstorbenen Mann betrachtet worden ist. Der Staat gewährt die Pension nur einer wirklichen Witwe, nicht einer Scheinwitwe. Daraus folgt: Eine Frau, die sich durch eine bloße Scheinehe eine Pension zusichern will, hintergeht den Staat, begeht an ihm einen Betrug, und wenn sie in den Besitz der Pension gelangt ist, bezieht sie diese an sich zu Unrecht und ist vor Gott restitutionspflichtig.

Man könnte dagegen einwenden: Der Staat muß doch wissen, daß Katholiken in der standesamtlichen Trauung keine wirkliche Eheschließung sehen dürfen und deshalb dabei auch keinen Ehewillen haben und haben dürfen. Das weiß der Staat wohl. Aber er weiß auch, daß die beiden den Willen haben, durch die nachfolgende kirchliche Trauung eine wirkliche Ehe einzugehen, daß sie also den allgemeinen Ehewillen haben. Der Staat läßt zwar ältere Leute zur standesamt-

lichen Trauung zu, von denen er annehmen muß, daß sie nur wegen der Pension heiraten, wenn z. B. ein alter verwitweter Beamter seine Wirtschafterin heiratet. Aber bei dieser Heirat liegt ein echter Ehewille vor. Das Motiv dafür ist allerdings die Pensionsberechtigung für die Frau. Aber die beiden wollen wirklich heiraten und einander die Rechte der Ehe übergeben. Im vorliegenden Kasus aber wollen die beiden nicht wirklich heiraten, haben keinen Ehewillen, sondern nur den Willen, dem Staate eine Pensionszahlung aufzubürden. Für diese Scheinehe ist nicht einmal der Name Scheinehe zutreffend. Denn im kanonischen Rechte versteht man unter Scheinehe (matrimonium putativum) eine in kirchlicher Form geschlossene, aber tatsächlich ungültige Ehe, die von beiden Seiten oder wenigstens von einem Teile in gutem Glauben geschlossen worden ist. Sind sich aber beide Teile oder ein Teil der Nichtigkeit bewußt, haben sie also die Ehe mala fide geschlossen, so liegt eine versuchte Ehe (matrimonium attentatum) vor. Analog zu dieser kanonischen Bezeichnung müßte man in unserem Falle die Scheinzivilehe, da sie ja mala fide geschlossen wird, versuchte Zivilehe nennen.

2. Die Scheinzivilehe ist auch wegen der Occasio proxima, die sie für beide Teile bedeutet, unerlaubt. Wenn die beiden standesamtlich getraut sind und allgemein als verheiratet gelten, dann werden sie auch zusammenleben, wenn auch nicht ständig, so doch zeitweilig. Man wird auch annehmen dürfen, daß sie einander innerlich nicht fremd gegenüberstehen; sonst würden sie einen solchen immerhin nicht gewöhnlichen Schritt nicht tun. Muß da das Zusammenleben nicht eine Occasio proxima peccandi mit sich bringen?

3. Und wenn dem auch nicht so wäre, eines läßt sich dabei schwerlich vermeiden, das Ärgernis. Die Leute wissen: Die beiden sind Katholiken und sind bloß standesamtlich, nicht kirchlich getraut, leben also in einer Nurzivilehe, gehen zu den Sakramenten und nehmen am öffentlichen kirchlichen Leben teil. Das erregt mit Recht Ärgernis, zumal, wenn ein Teil geschieden ist. Wenn die kirchliche Behörde von dem wahren Sachverhalt der „Zivilehe" nicht unterrichtet ist, gelten die beiden auch als den kirchlichen Strafbestimmungen unterworfen, die die in bloßer Zivilehe Lebenden treffen. Wenn die beiden bekanntgeben, wie ihre Zivilehe aufzufassen ist und warum sie diese Form gewählt haben, so wäre damit wohl das Ärgernis in Bezug auf das eheliche Zusammenleben beseitigt; dafür aber erstünde das andere, nämlich das eines unehrlichen Vorgehens, eines Betruges am Staate. Jeder Mensch wird eine solche Scheinehe als Schwindel betrachten. Wenn dazu die Leute noch hören, Geistliche billigten einen solchen Schwindel, dann wird das Ärgernis um so größer.

Aus diesen drei Gründen — weil gegen das staatliche Ehegesetz, wegen der Occasio proxima peccandi und wegen des Ärgernisses — ist die Scheinehe, von der der vorliegende Kasus spricht, sittlich unerlaubt. Der erste Grund allerdings ist nur in Staaten geltend zu machen, die, wie Österreich und Deutschland, bei der standesamtlichen

Trauung einen echten Ehewillen verlangen. Die Schweiz z. B. ist am Ehewillen ganz uninteressiert. Sie verlangt lediglich die Einhaltung der vorgeschriebenen formalen Akte. In den „Entscheidungen des Schweizerischen Bundesgerichtes aus dem Jahre 1922" heißt es ganz allgemein: „Die Ehe kann nicht wegen Simulation nichtig erklärt werden." Nach schweizerischem Eherecht wäre also eine Scheinehe, wie sie der vorliegende Kasus voraussetzt, gültig und zulässig.[1]) Dann enthielte sie auch kein Unrecht gegen den Staat, und die betreffende Person dürfte auch die Pension und die anderen rechtlichen Vorteile der staatlich anerkannten Ehe in Anspruch nehmen. Aber die Occasio proxima und das Ärgernis würden für gewöhnlich doch bleiben.

Innsbruck Josef Miller S. J.

Mitteilungen

Das Los der Kinder, die ohne Taufe sterben. Diese Frage wird oft gestellt. Es ist begreiflich, daß die Eltern solcher Kinder auf sie gerne eine Antwort haben möchten und insgeheim wünschen, diese möchte erfreulich ausfallen. So drängend liebende Eltern diese Frage auch stellen mögen, menschliche Weisheit kann keine Antwort finden. Rein irdischer Wissenschaft öffnet sich kein Tor in das jenseitige übernatürliche Leben. Daher wird immer wieder gefragt: Gibt uns die Offenbarung Antwort? Ist im Schatze der christlichen Glaubenswahrheiten auch auf diese Frage eine Antwort enthalten?

Das Los der ungetauften Kinder wurde im Laufe der Zeit mit wachsender Milde burteilt. Manche Väter meinen, die Kleinen müßten positive Qualen erleiden. Oswald, der einen geschichtlichen Überblick gibt, erwähnt auch die merkwürdige Ansicht eines Kardinals, der meint, das Höllenfeuer würde unsere Kleinen in hohem Grade erwärmen, so daß die Wärme ihnen allerdings sehr unbehaglich sein, sie aber nicht sengen und brennen würde.[1]) Augustin ist sich nicht klar: „Bezüglich der Strafe der Unmündigen sei er in großer Verlegenheit und wisse durchaus keine Antwort."[2]) Die jetzt vorherrschende Ansicht der Theologen gibt den ungetauft verstorbenen Kindern keine Heilsmöglichkeit, sondern läßt sie in den „limbus puerorum" kommen. So heißt es z. B. in dem bekannten Lehrbuche von Lercher: „Infantes nati, qui sine Baptismo vel martyrio obeunt, ad visionem beatificam pervenire nequeunt, sed, ut Patres saepe loquuntur, ‚damnantur' i. e. visione beatifica carent." Das gelte freilich nur für die „infantes nati". Viel schwieriger sei ein Urteil „de sorte infantium, qui absque baptismo

[1]) Prümmer erwähnt einen Fall aus dem Kanton Zürich, wo Scheineheleute zunächst bestraft, nach eingelegtem Rekurs an das Obergericht und Bundesgericht wieder freigesprochen worden sind, weil sie „eine vor dem Gesetz gültige Zivilehe eingegangen sind". (Scheinehe wegen eines guten Zweckes. Diese Zeitschrift 1924, S. 507 ff.)

[1]) Die dogmatische Lehre von den hl. Sakramenten der katholischen Kirche. I[5] (1894), S. 283.

[2]) Zitiert bei Oswald, a. a. O., S. 283.

moriuntur adhuc materno utero inclusi (vel tanquam foetus inscia matre abortivi). Nam testibus rerum peritis . . . permulti foetus sine hominum culpa vel notitia obire videntur, praesertim primo praegnationis tempore, adeo ut si omnium istorum animae limbo deputentur, plures animae humanae contineantur limbo quam caelo et gehenna simul".[3]) Dieser Unterscheidung (infantes nati, inclusi) kann ich nicht folgen. Ich sehe wirklich nicht ein, daß ein Kind, das z. B. aus irgendwelchen Gründen zwei Monate vor der Geburt stirbt, mehr Heilsaussichten haben soll als ein Sieben-Monat-Kind, das nach der Geburt ohne Taufe stirbt. Die Ansicht der meisten Theologen geht heute dahin, daß diese Kinder keine positiven Strafen erleiden, sondern sich sogar einer natürlichen Seligkeit erfreuen. Den Ort dieser Kinder nennt man nicht mehr Hölle, sondern „limbus puerorum". So sagt z. B. Feuling: „Die ungetauft verstorbenen Kinder kommen zu einer hohen, aber rein natürlichen Seligkeit, zu einem wahren Glück für immer. Die Mütter jener Kinder dürfen sich sogar damit trösten, daß es ein Wiedersehen sehr wohl geben kann und daß die verklärten Eltern ihrem ungetauft verstorbenen Kind von ihren hohen Gütern mitteilen und die Freude und Seligkeit ihres Kindes vermehren können".[3a]) Schon der hl. Thomas vertrat die Ansicht einer natürlichen Glückseligkeit. Kardinal Bellarmin urteilt da viel strenger: „Fide catholica tenendum est, parvulos sine baptismo decedentes absolute esse damnatos et non solum coelesti, sed etiam naturali beatitudine perpetuo carituros."[4])

Auch die Meinung, daß die ungetauft verstorbenen Kinder einen Weg zum Himmel haben, fand Verteidiger. Manche meinten, das Todesleiden werde dem Kinde ein „Beschaffungsmittel" der Gnade; andere dachten, das Gebet oder der Glaube der Eltern öffne ihnen den Weg zur Seligkeit. Überzeugende Argumente dafür zu bringen, dürfte wohl nicht ganz leicht sein. Andere wieder meinen, durch die Begierdetaufe könnten diese Kinder zum ewigen Heile kommen. Die ganze Frage wurde in der jüngsten Vergangenheit, besonders im Auslande (Frankreich, Spanien, Irland, England), wieder eifrig erörtert. Im Jahre 1949 berichtete die Herder-Korrespondenz „Orbis Catholicus" (3. Jg., S. 506) über einen Aufsatz von Abbé E. Boudes, der sich mit dem ewigen Schicksal der Kinder befaßt, die ohne Taufe gestorben sind. Der Verfasser vertrat die Meinung, daß diese Frage bisher von der Kirche nicht definitiv entschieden sei. Die weitverbreitete Ansicht, die ungetauften Kinder könnten nicht zur ewigen Seligkeit gelangen, weil sie im Augenblicke ihres Todes mit der Erbsünde behaftet seien, sei nicht genügend begründet. Boudes nimmt bei der Rechtfertigung dieser Kinder eine Art Stellvertretung durch die Kirche an. Die Annahme von Boudes gab Anlaß zu einer langen Diskussion.[5])

---

[3]) Institutiones theologiae dogmaticae[3] (1948), vol. IV/2, pars prior, Nr. 175.
[3a]) Katholische Glaubenslehre (1950), S. 904 f.
[4]) De amiss. grat. VI, 2.
[5]) Orbis Catholicus, Herder-Korrespondenz, 6. Jahrgang (1953), 6. Heft, S. 270—273.

In der Zeitschrift „Der große Entschluß", März 1953, versucht in einer sehr ansprechenden Weise Franz Krösbacher S. J., eine Antwort zu geben auf die Frage nach dem ewigen Schicksal der Kinder, die vor Erlangung des Vernunftgebrauches und ungetauft sterben. P. Krösbacher, der sich auf die Franzosen P. Laurenge[6]) und P. Héris[7]) stützt, kommt zu dem Ergebnis: Ja, auch ungetauft sterbende Kinder können selig werden. Er beginnt seinen Artikel mit der Feststellung: „Auf ihre leidvolle Elternfrage gibt es keine kirchliche Antwort, die ihnen alle christliche Hoffnung für diese Kinder nähme. Die Limbustheorie ist nicht offizielle Lehre der Kirche, noch viel weniger eine verpflichtende Definition." Das klingt ganz anders als die jetzt vorherrschende Ansicht der Theologen.

Ich möchte im folgenden die Gedanken des Artikels von P. Krösbacher, der die Ansichten P. Laurenges darlegt, ergänzen. Zunächst sei bemerkt, daß P. Laurenge keineswegs der erste ist, der „die ungetauften Kinder . . . durch eine freie Entscheidung ihr ewiges übernatürliches Heil finden läßt".[8]) So äußerte sich z. B. schon Klee.[9]) Ferner Mayerhofer: „Wir glauben, auch die Seelen der kleinsten Kinder vernehmen in der Todesstunde das Wort der Wahrheit, müssen sich da mit Freiheit entscheiden und werden ebensowie alle nach dem Tode nach dem Gebrauche, den sie von ihrer Freiheit gemacht haben, gerichtet. Aber wie, wird man fragen, ist dieses zu denken? Sie haben ja noch gar nicht den Gebrauch der Vernunft, also auch nicht der Freiheit. Wir antworten: So scheint es allerdings; daß es aber in Wirklichkeit sich so verhält, ist eine auf bloßem Schein gegründete Annahme. Jeder Mensch ist doch gewiß vom Augenblicke seines Entstehens an mit allen seiner Natur wesentlich zukommenden Kräften begabt, namentlich mit Vernunft und freiem Willen. Nur unentwickelt und schlummernd sind anfänglich noch diese, besonders die geistigen Kräfte, und wir nennen sie daher Anlagen. Ihre Entwicklung ist im Leibesleben allmählich und langsam, weil geknüpft an die eben so allmähliche und langsame Entwicklung des Leibes und der dem Geiste zur äußeren Entwicklung und zum äußeren Bewußtsein dienenden Organe. Beginnt nun aber bei dem kaum geborenen Kinde der Todeskampf und hiermit die Trennung der Seele von den Banden des Leibes, so treten die gebundenen, latenten geistigen Kräfte schnell entwickelt hervor, und die Seele des Kindes kann und muß in demselben Augenblick zwischen Gut und Böse, Leben und Tod ebenso wählen oder sich entscheiden wie die Seele des Erwachsenen . . . Wir wollen damit

---

[6]) Esquisse d'une étude sur les enfants morts sans baptême. In: L'année théologique augustinienne (1952), Nr. 42/43.

[7]) Le salut des enfants morts sans baptême. In: La Maison-Dieu (1947), Nr. 10.

[8]) Nach Krösbacher, Was ist mit den ungetauft gestorbenen Kindern? In: Der große Entschluß, März 1953, S. 176.

[9]) Kath. Dogmatik[3] II (1845), S. 160 ff., zitiert v. Oswald, a. a. O., S. 271.

nicht sagen, auch ungetaufte Seelen können selig werden. Nein, nein, ohne Taufe vel in re vel in voto ewig kein Heil. Unsere Hoffnung lautet im genaueren Ausdrucke so: Die Seelen der Kinder, welche die sakramentale Taufe nicht empfangen, können möglicherweise durch die Begierdetaufe in den letzten Momenten vor ihrem Tode noch gerechtfertigt werden, so daß sie als getaufte Seelen ins ewige Leben eingehen und daher das katholische Dogma vollkommen unberührt bleibt."[10])

P. Laurenge läßt die ungetauften Kinder, wenn sich ihre Seelen vom Leibe getrennt haben, durch eine eigene freie Entscheidung ihr ewiges übernatürliches Heil finden. Mayerhofer hingegen verlegt das Erwachen der geistigen Kräfte in die Todesstunde und somit die freie Entscheidung für Gott und die Rechtfertigung „in die letzten Momente vor ihrem Tode". Die Entscheidung fällt also noch in statu viae. Damit beugt er einem Einwand vor, den man Laurenge entgegenhalten könnte. Mayerhofers Darstellung verdient daher den Vorzug.

Für unsere natürliche Ansicht ist freilich das Wie des Lebens der anima separata äußerst dunkel. Dennoch sind die Gedankengänge Mayerhofers sicherlich nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen. Mir kommen sie gar nicht so unwahrscheinlich vor. Vielleicht könnte man sie so formulieren: Für die vor dem Vernunftgebrauch sterbenden Kinder gibt es nur zwei Möglichkeiten: a) Sie kommen auch im Jenseits nicht zum Gebrauche der Vernunft. Dann ist die Frage nach ihrem Schicksal, ob natürlich oder übernatürlich selig, ohne eigentlichen Sinn. b) Sie kommen im Jenseits zum Gebrauche der Vernunft. So wird ausnahmslos gelehrt. Das sei auch im folgenden immer vorausgesetzt. Es ist nun von vornherein höchst wahrscheinlich, daß jedes freie, vernunftbegabte Geschöpf auch einmal von Gott Gelegenheit bekommt, sich frei für oder gegen ihn zu entscheiden. In der freien Entscheidung für Gott, in der Unterwerfung unter Gottes Willen ist doch wenigstens einschlußweise auch das Verlangen nach der heilsnotwendigen Taufe enthalten, das ist die Begierdetaufe. Es fällt dem Denken schwer anzunehmen, daß ausgerechnet die ungetauft vor Vernunftgebrauch sterbenden Kinder wohl zum Gebrauche ihrer geistigen Kräfte kommen, aber nie Gelegenheit haben, sich frei für oder gegen Gott zu entscheiden. So betrachtet, ist die Annahme geradezu unwahrscheinlich, die diesen Kindern die Möglichkeit einer Begierdetaufe abspricht. Ob man diese Möglichkeit zu den „ordentlichen Heilswegen" rechnet oder „privilegium speciale" (außerordentlichen Heilsweg) nennt, ist nicht von großer Bedeutung. Entscheidend ist, daß diese Kinder einen Weg zum Heile haben.

In unserer Frage muß auch die Heilsnotwendigkeit der Taufe kurz besprochen werden. Das Konzil von Trient erklärt: Eine Überführung in den Gnadenstand (= Rechtfertigung) „post Evangelium promulgatum

---

[10]) Das dreieine Leben in Gott und jeder Creatur, I. S. 236, zit. bei Oswald, a. a. O., S. 272.

sine lavacro regenerationis aut eius voto fieri non potest" nach dem Wort der hl. Schrift: „Wenn jemand nicht wiedergeboren ist aus dem Wasser und dem Heiligen Geist, kann er nicht eingehen in das Reich Gottes", Jo 3, 5 (Denz. 796). Wichtig ist der Ausdruck „post Evangelium promulgatum". In der Beantwortung der Frage, von welchem Zeitpunkte an die Taufe heilsnotwendig ist, sind sich die Theologen nicht einig. Chr. Pesch sagt: „Quando autem facta sit promulgatio sufficiens et alia media abrogata, ita pendet a morali aestimatione hominum, ut nihil certi et determinati statui posse videatur."[11]). Lercher hält es für die wahrscheinlichere Ansicht, daß vom Pfingstfeste an für alle Menschen die Taufe heilsnotwendig sei. Hingegen für nicht wahrscheinlich (parum probabilis) die Meinung derjenigen, die „cum S. Bernardo (ad Hugonem Vict. de Bapt. 2, 6) dicunt: ‚Ex eo tempore tantum cuique coepit antiqua observatio non valere, et non baptizatus quisque novi praecepti reus existere, ex quo praeceptum ipsum inexcusabiliter ad eius potuit pervenire notitiam.' Inde sequeretur, pro gentibus americanis nonnisi inde a saec. 15 exeunte successive incepisse statum legis evangelicae et etiamnunc vivere et in posterum victuros esse homines sub statu legis naturae degentes. Ita sane nimis deprimeretur necessitas Baptismi."[12])

Halten wir fest: Das bekannte Dogmatiklehrbuch nennt also diese Ansichten, aus denen folgt, daß es heute, ja in Zukunft Menschen gäbe, für die die Taufe wegen ungenügender Promulgation noch nicht heilsnotwendig sei, nicht etwa „häretisch", sondern „parum probabilis", also diskutabel. Manchem wird die eben zitierte Meinung des hl. Bernhard sehr wahrscheinlich vorkommen, und er wird sich sagen, wenn für irgend jemand, so gelte sie für die ungetauft verstorbenen Kinder. Soviel steht fest: Vor Christus war die Taufe nicht heilsnotwendig. In jener Zeit, so nimmt man mit dem hl. Thomas gewöhnlich an, vermochte der in Gebet und Segen sich äußernde Glaube der Eltern die Kinder zu retten.[13]) Und da sollte es für die Kinder der Christen außer der Taufe keine Heilsmöglichkeit geben? Es scheint doch unmöglich, daß die Kinder der Christen es schwerer haben, zum Heil zu gelangen, als die Kinder der Menschen des Standes des bloßen Naturgesetzes und des mosaischen Gesetzes. Außerdem können wir doch annehmen, daß in der Vorhölle jedenfalls neben den reuigen Sündern auch alle jene Seelen waren und von Christus zur Seligkeit geführt wurden, die nie eine persönliche Sünde begangen haben; dazu gehören doch jene Kinder, die vor dem Vernunftgebrauch gestorben sind. Unvollziehbar ist der Gedanke, daß ein Teil der Menschheit (diese Kinder) seit der Erlösung durch Christus hinsichtlich der Heilsmöglichkeit schlechter gestellt ist als vor Christus. Eine Lehre, die zu dieser Konsequenz führt, kann nicht richtig sein!

---

[11]) Praelectiones dogmaticae VI[4] (1914), Nr. 417.
[12]) A. a. O., Nr. 179.
[13]) S. th. III q. 70 a. 4 ad 2.

Fassen wir zusammen: 1. In der Beantwortung der Frage nach dem ewigen Schicksal der Kinder, die ungetauft sterben, sind sich die Theologen nicht einig. Eine endgültige Entscheidung des kirchlichen Lehramtes ist bis jetzt nicht erflossen. Sicher ist: Wer mit der Erbsünde belastet stirbt, ist von der seligen, übernatürlichen Gottschau ausgeschlossen. Das ist formelles Dogma. Ist aber die Tilgung der Erbsünde für alle Menschen ausnahmslos nur durch die christliche Taufe möglich? Nein. Feststeht, daß es Ausnahmen gibt. Denn die Taufe ist heilsnotwendig erst „post Evangelium promulgatum", also sicher nicht für die Menschen vor Christus. Für die christliche Zeit genügt die „Begierdetaufe", bzw. die „Bluttaufe", wenn der reale Empfang nicht möglich ist. Von den im Mutterleib sterbenden Kindern lehrt auch der hl. Thomas, daß sie durch ein besonderes Gnadenvorrecht (Privileg) die Heiligung erlangen können.[14]) Sollte dieses Privileg wirklich nur für die „infantes inclusi" gelten? Die Begierdetaufe begründet der heilige Thomas mit der Feststellung: „Die Macht Gottes ist nicht an die sichtbaren Sakramente gebunden."[15]) Dieser Satz gilt doch bestimmt allgemein, auch hinsichtlich der Kinder. In Anbetracht dieser tatsächlich bestehenden Ausnahmen von der Heilsnotwendigkeit der Taufe ist es wohl auch nicht ganz und gar ausgeschlossen, daß die tridentinische Einschränkung der Heilsnotwendigkeit der Taufe „post Evangelium promulgatum" auch auf die ungetauft verstorbenen Kinder angewandt werden könnte.

2. Müßte aber doch die Heilsnotwendigkeit der Taufe auch für diese Kinder festgehalten werden, so ist es — wie oben gezeigt — sehr wahrscheinlich, daß sie durch die Begierdetaufe zum Heil gelangen können.

3. Vor allem aber ist in unserer Frage das Dogma vom allgemeinen Heilswillen bedeutsam. „Deus omnipotens omnes homines sine exceptione vult salvos fieri, licet non omnes salventur. Quod autem quidam salvantur, salvantis est donum; quod autem quidam pereunt, pereuntium est meritum." (Konzil v. Quiercy, Denz. 318.) „Wie hatte Gott einen ehrlichen Heilswillen bezüglich jener Kinder — und sie machen wohl die Hälfte der ganzen Menschheit aus —, von denen er vorauswußte, daß sie ohne ihre persönliche Schuld ohne Taufe sterben? Und solcher Kinder gibt es fast ohne Zahl, zumal in unseren traurigen Tagen, wo jährlich Millionen Kinder schon im Mutterschoß direkt getötet werden", sagt P r e m m[16]). Ist der Heilswille allgemein — „omnes homines sine exceptione" —, kann das Konzil dann sagen: „quod autem pereunt, pereuntium est meritum", wenn die Hälfte der Menschheit ohne eigene Schuld gar keine Möglichkeit hat, zur seligen Gottschau zu kommen? Die einzig befriedigende Antwort ist doch die: Gott gibt allen Menschen, auch den ungetauft verstorbenen Kindern,

---

[14]) S. th. III q. 68 a. 11 ad 1.
[15]) S. th. III q. 68 a. 2 c.
[16]) Katholische Glaubenskunde I (1951), S. 197.

die Möglichkeit, selig zu werden. Allen! Auch jenen, die durch die Schuld der Eltern ohne Taufe sterben. Nur dann ist nach meinem Empfinden der Heilswille Gottes „allgemein". So sagt auch Schmaus: „Dieser Glaube verbürgt uns, daß niemand ohne seine persönliche Schuld verlorengeht."[17])

Abschließend kann man daher wohl sagen: In unserer Frage haben wir noch kein Dogma. Die Theologen sind sehr verschiedener Ansicht. „Die Kirche läßt durchaus die vertrauensvolle Meinung gelten, daß die Barmherzigkeit Gottes auch diese Kinder in die ewige Seligkeit aufnehmen wird. Sicherheit aber kann sie keine geben. Daher war in der Kirche seit jeher die Kindertaufe Brauch, die der Sorge um das ewige Heil der noch ungetauften Kinder so bald als möglich enthebt." So Loidl[18]). Nach dem jetzigen Stande der Theologie in unserer Frage müssen gerade wir Priester uns in der Verkündigung vor einseitigen Behauptungen hüten. Wir haben keine Berechtigung, als katholische Glaubenslehre auszugeben, daß die ungetauft sterbenden Kinder nicht selig werden können. Wir haben aber ebensowenig Berechtigung, das Gegenteil als gesicherte Glaubenslehre zu behaupten. In dieser Frage haben wir eben — bis jetzt — keine endgültige kirchliche Entscheidung und damit keine letzte Sicherheit. Sosehr wir uns also hüten müssen, unsere persönliche Überzeugung als Dogma auszugeben, so dürfen wir uns eine persönliche Überzeugung bilden und diese sowie die Gründe dafür auch den Gläubigen bekanntgeben. Ich persönlich muß sagen: Mir geben die angeführten Gründe, besonders der allgemeine Heilswille Gottes, genügende Sicherheit dafür, daß auch die ungetauft sterbenden Kinder (unter der oben unter b genannten Voraussetzung) eine Möglichkeit haben, zum übernatürlichen Heile zu gelangen.

Stift Seitenstetten. Pius Z ö t t l O. S. B.

Vortragsreihe für Jugendliche. Das Geschlechtliche nimmt heute im öffentlichen Leben einen breiten Raum ein (Gesellschaft, Straße, Kino, Illustrierte, Literatur). Dies führt sehr häufig zur sittlichen Gefährdung der Jugendlichen in ihrem Reifungsgang. Inmitten dieser Wirrnisse muß sich die Jugend vielfach selbst den Weg suchen. Damit ist aber auch eine gewisse Vorliebe für sachliche Vorträge in diesem Bereich gegeben.

Im Rahmen des Katholischen Bildungswerkes der Diözese Linz wurde im Jahre 1948 eine diesbezügliche Vortragsreihe für Jugendliche begonnen. Ein Arzt sprach zum Thema vom biologischen und hygienischen, ein Priester vom psychologischen und moralischen Gesichtspunkt; ein Mann und eine Frau vom Standpunkt des Mannes, bzw. der Frau. Unter dem Gesamttitel „Junges Blut" oder „Der junge Mensch

---

[17]) Katholische Dogmatik IV/1. 3. u. 4. Aufl. (1952), S. 161 f.

[18]) 60 Fragen an die Kirche (1950), Wien, S. 23.

und die Liebe" wurde diese Jugendreihe mit den Einzelthemen: „Junges Blut", „Begegnung junger Menschen", „Der Mann, den die Frau sucht und braucht", „Was für Frauen brauchen wir" propagiert. Diese Fragen wurden nun schon in etwa 36 Orten mit einem Gesamtbesuch von ungefähr 10.400 Jugendlichen behandelt. Die Zahl der Anwesenden belief sich in den einzelnen Orten auf 400 bis 800.

„Freie Ehe" und „moderne Ehe" haben mit ihren verhängnisvollen Folgen in einzelnen Kreisen Jugendlicher bereits zu einer hoffnungsvollen Reaktion geführt. Die Suche nach neuen Bindungen, nach einem neuen, lebendigen Ideal beginnt sich immer stärker bemerkbar zu machen. Nur so ist letztlich auch diese Bereitschaft und der Aufbruch, der in diesen Vortragsabenden zu bemerken ist und von einer staunenswerten Bewegtheit getragen wird, zu erklären.

Linz a. d. D. DDr. Alois Gruber

Römische Erlässe und Entscheidungen

Zusammengestellt von Dr. Peter Gradauer, Rom

Gebete für die Totiesquoties-Ablässe im Marianischen Jahre. Da in verschiedenen Bekanntmachungen in bezug auf die notwendigen Gebete für die Gewinnung der Totiesquoties-Ablässe im Marianischen Jahre voneinander abweichende und einander widersprechende Angaben zu lesen waren, richtete das Bischöfliche Ordinariat Linz am 15. Februar 1954 an die Pönitentiarie folgende Anfragen:

1. Ob die Worte des Dekretes der Pönitentiarie vom 11. November 1953 unter Nr. I: „. . . sooft diese (die Gläubigen) auf die Meinung des Hl. Vaters Gebete verrichten . . ." so zu verstehen seien, daß nach Norm des Dekretes der Pönitentiarie vom 5. Juli 1930 bei den Kirchenbesuchen zur Gewinnung eines vollkommenen Totiesquoties-Ablasses sechs Vater unser, Gegrüßet seist du, Maria, und Ehre sei dem Vater zu beten seien (AAS XXII, p. 363) oder ob es den Gläubigen freigestellt sei, andere Gebete zu verrichten.

   Responsum: Affirmative ad primam partem, negative ad secundam.

2. Ob Kranke oder männliche und weibliche Religiosen, die wegen der Bindung an die Vorschriften der Klausur keine Marienkirche besuchen können, zur Gewinnung der Ablässe des Marianischen Jahres andere fromme Werke verrichten können, ohne daß sie vorher um die Abänderung dieser frommen Werke einen Beichtvater bitten müssen.

   Responsum: Negative de mandato Eminentissimi.

Demnach sind zur Gewinnung der Totiesquoties-Ablässe im Marianischen Jahr wie sonst als Gebet sechs Vater unser, Gegrüßest sei du, Maria, und Ehre sei dem Vater vorgeschrieben. (Reskript der Sacra Poenitentiaria, Officium de Indulgentiis, vom 22. Februar 1954, Nr. 1419/54.)

Neuer Ablaß. Ein Dekret der Pönitentiarie vom 15. Jänner 1954 besagt, daß der Hl. Vater allen Gläubigen einen vollkommenen Ablaß gewährt, die den Rosenkranz zu Ehren der sieben Schmerzen Mariens beten. Dieser Ablaß kann einmal im Tage gewonnen werden unter der Bedingung, daß die Gläubigen diesen genannten Rosenkranz nach Empfang der Buße und Kommunion in der Kirche vor dem Allerheiligsten, ob ausgesetzt oder nicht, andächtig beten. (AAS, 1954, Nr. 2, p. 73.)

Bücherverbote. Das Hl. Offizium hat mit Dekret vom 14. Jänner 1954 auf

den Index der verbotenen Bücher gesetzt: Jacqueline Martin, „Plénitude", Têmoignage d'une femme sur l'amour, Éditions familiales de France, 1951. Dieses Werk gehört in die Reihe jener Ehebücher, von denen Papst Pius XII. im Herbst 1952 gewarnt hatte.

Laut Mitteilung vom 4. Februar 1954 hat sich der Verfasser der indizierten Schrift „L'Encyclique ‚Humani Generis' et les problèmes scientifique", Camille Muller, dem Dekrete des Hl. Offiziums unterworfen. (AAS, 1954, Nr. 2, p. 64.)

Das Hl. Offizium warnt ferner vor der Förderung und Weiterverbreitung eines Büchleins mit dem Titel: „Secretum felicitatis — Quindecim orationes a Domino S. Birgittae in ecclesia S. Pauli, Romae, revelatae", das in verschiedenen Sprachen herausgegeben wurde und in welchem behauptet wird, daß der hl. Brigitta von Gott gewisse Verheißungen gemacht worden seien, über deren übernatürlichen Ursprung jedoch in keiner Weise etwas feststeht. (Monitum vom 28. Januar 1954; AAS, 1954, Nr. 2, p. 64.)

Benediktion von Seminarien. Auf die Bitten vieler Bischöfe des katholischen Erdkreises hin hat die Ritenkongregation ein neues Formular für die Benediktion von neuen Seminarien für Kleriker zusammengestellt, welches vom Hl. Vater Pius XII. approbiert wurde mit dem Auftrag, es in das Rituale Romanum einzufügen. (Dekret der Ritenkongregation vom 12. Mai 1953; AAS, 1954, Nr. 3, p. 104—107.)

Änderungen durch „Christus Dominus". Durch die Apostolische Konstitution „Christus Dominus" vom 6. Jänner 1953 über das eucharistische Nüchternheitsgebot und die beigefügte Instruktion des Hl. Offiziums wurden in den Rubriken des Missale und des Rituale Romanum einige Änderungen notwendig, die nach einer Verfügung der Ritenkongregation vom 3. Juni 1953 in Zukunft in den genannten liturgischen Büchern einzufügen sind. Im Missale trifft dies besonders zu im Kapitel „De defectibus in celebratione Missarum occurrentibus" für den Titulus IX „De defectibus dispositionis corporis" sowie für die Rubriken über die Ablution bei der Zelebration der drei hl. Messen zu Weihnachten und zu Allerseelen; ebenso im Rituale Romanum im Titulus V „De Sanctissimo Eucharistiae Sacramento" für das Caput I („Praenotanda de hoc Sanctissimo Sacramento"), Caput IV („De Communione Infirmorum") und besonders für das Caput V („Instructio pro sacerdote facultatem habente bis vel ter Missam eadem die celebrandi"). (AAS, 1954, Nr. 2, p. 68—71.)

Auch in den Katechismen und Religionslehrbüchern werden diesbezügliche Änderungen im Abschnitt über die hl. Kommunion notwendig. Für den in Italien geltenden Katechismus Pius' X. wird der geänderte Text gebracht. Ähnliches gilt dann auch für die Neuauflagen der Katechismen in anderen Ländern. (AAS, 1953, Nr. 16.)

Ergänzungen im Brevier. Da vom Hl. Vater Pius XII. einige Heilige zu Patronen in bestimmten Anliegen für die gesamte Weltkirche erklärt wurden, hat die Ritenkongregation diesbezügliche Ergänzungen zu den Brevierlesungen erstellt und durch ein „Decretum Urbis et Orbis" vom 16. Oktober 1953 verfügt, daß diese der 6. Lektion in der 2. Nokturn in Zukunft beizufügen seien. Es handelt sich um folgende Feste: Hl. Erzengel Michael (8. Mai), hl. Johannes Bapt. de la Salle (15. Mai), hl. Alphons von Liguori (2. August), hl. Josef Calasanz (27. August) und hl. Albertus Magnus 15. bezw. 17. November). (AAS, 1954, Nr. 2, p. 71—72.)

Änderung im Codex Juris Canonici. In einem Motuproprio vom 25. Dezember 1953 hat Papst Pius XII. verfügt, daß im can. 2319, § 1, 1^0, die Worte „contra praescriptum can 1063, § 1" getilgt werden sollen. Der Anlaß dazu war der, daß „gewisse Ausleger der Kanones die Kraft dieses can. 2319, § 1, 1^0, mit Bezugnahme auf can. 1063, § 1, abschwächten und lehrten, daß nicht jede Ehe, die von Katholiken vor einem nichtkatholischen Religionsdiener geschlossen oder angestrebt werde, mit der Exkommunikation bestraft werde, die dem Ordinarius reserviert ist". (AAS, 1954, Nr. 3, p. 88.)

Aus der Weltkirche

Von Prof. Dr. Joh. Peter Fischbach, Luxemburg

I. Aus den Erklärungen der französischen Bischöfe zur Frage der Arbeiterpriester

Absichtlich unterließen wir es in unserem letzten Bericht, in die damals sehr heftigen Diskussionen um die französischen Arbeiterpriester oder „Priesterarbeiter" (prêtres-ouvriers) einzugreifen. Nicht in jeder Beziehung war es günstig, daß die Presse, vor allem in Frankreich, sich so ausgiebig mit dieser Frage beschäftigte. Einerseits mußte es uns freuen, daß ein edles Werk, das vor einem Jahrzehnt mit dem Segen des unvergeßlichen Kardinals Suhard begonnen wurde, ein starkes Interesse für das Priestertum und eine besondere Sympathie für das Unternehmen der „Priesterarbeiter" gezeitigt hatte. Anderseits läßt es sich nicht leugnen, daß manche Artikel in der Presse eher bezweckten, die „offizielle" Kirche in den Geruch einer „bourgeoisen" und weniger sozialen Haltung zu bringen. Vor allem jedoch vermißte man vielfach die nötige Kompetenz zur Diskussion über das heikle Problem. So z. B. kennt das Ausland nicht immer genügend die wahre Situation der französischen Arbeiterwelt, und mit Betrübnis konstatierte man seit längerer Zeit sogar in einem führenden katholischen Blatte von sozial streng konservativer Richtung eine fast peinliche Voreingenommenheit gegen die Arbeiterpriester; jeder Fehltritt einzelner wurde scharf unterstrichen. Ohne Zweifel ist ein kühner und hochherziger Versuch wie diese neue Arbeitermission, die sich an keiner breiten Vorlage orientieren konnte, mancherlei Geburtswehen, Unglücksfällen, Ungeschicklichkeiten usw. ausgesetzt gewesen.. Etliche Entgleisungen sind vorgekommen; nicht immer waren die „Priesterarbeiter" genügend für ihre heikle Mission formiert; in einzelnen Fällen mag auch die Auswahl ein Mißgriff gewesen sein. Aber das alles sind Dinge, die nicht das Wesen des großen Werkes berühren, die abgestellt werden können und denen gegenüber das Verstehen christlicher Liebe am Platze wäre. Wir beugen uns anerkennend vor der edelmütigen Arbeit opferbereiter Missionare. und erst dann versuchen wir in Ruhe, unser Urteil zu bilden. Nebenbei sei noch bemerkt, daß es nicht angeht, vorschnell das Gespenst des Gallikanismus, selbst mit Fragezeichen, heraufzubeschwören.

Die französische Presse setzte sich auf den meisten Fronten mit Anteilnahme, Wärme, Begeisterung, oft mit übersteigerter Leidenschaft für „ihre" Arbeiterpriester ein. Doch auch dieser Presse fehlte meist — und das ist in unserer Frage ganz natürlich — die nötige Kompetenz zum Urteilen. Und dies wohl aus zwei Gründen. Richtig spürte man von Anfang an, daß die jüngsten römischen Entscheidungen nicht mehr und nicht weniger als das Ende des Werkes der „Priesterarbeiter" bedeuteten. Mit einer zugelassenen Höchstdauer von drei Stunden täglicher Arbeit ist die Eingliederung in eine Fabrik und in jeden Großbetrieb, wo auf Schicht gearbeitet wird, von vornherein ausgeschlossen; der Arbeiterpriester verliert sein bisheriges Missionsgebiet. (Gerade in diesem Punkte wollen viele in Frankreich die Hoffnung auf eine Änderung der römischen Verfügungen nicht aufgeben, und die Bischöfe gehen mit der größten Milde vor.) Was zunächst der Presse fehlte, war eine genaue Kenntnis der Sachlage, d. h. der Voraussetzungen, die zum römischen Erlaß führten. Selbstverständlich fehlte es nicht an Vermutungen und Behauptungen über die Intervention politisch-reaktionärer Denunzianten, die beim Apostolischen Stuhle vorstellig geworden seien und einen Druck auf den Hl. Vater oder die Bischöfe ausgeübt hätten. Dagegen hat der französische Episkopat energisch protestiert. Am besten wäre es gewesen, wenn die ganze Angelegenheit nicht zu einem Gegenstand der Pressepolemik geworden, sondern „in foro ecclesiae", „innerhalb der Türen", zum Austrag gekommen wäre. Doch war die Pressepolemik kaum zu vermeiden. In diesem Falle hätten den katholischen und

den führenden Blättern, die keiner politischen Partei verschrieben sind, z. B. dem „Monde“ und dem „Figaro“, sofort einige knappe, klare, sachliche und gut informierende Erläuterungen der Bischöfe zur Verfügung stehen sollen. So hätte man aus authentischen Quellen die Bildung einer öffentlichen Meinung geleitet. Natürlich fallen einem immer erst nachträglich diese guten Ratschläge ein; die Bischöfe befanden sich sichtlich in einer äußersten Verlegenheit. Selbst ein Blatt wie die katholische „Croix“ mußte mit zögerndem Fingerspitzengefühl die Lage abtasten und die meisten Informationen aus dem tonangebenden „Monde“ beziehen; ein Kämpfer wie François Mauriac konnte gelegentlich zu einer Ungereimtheit abgleiten, und einigen verdienten Dominikanern wurde ihre Sympathie für die Arbeiterpriester zu einem gewissen Verhängnis, vor dem raschere Erklärungen höherer Stellen sie wahrscheinlich bewahrt hätten. Damit haben wir den Hauptgrund der prinzipiellen Inkompetenz der gewöhnlichen Tagespresse in unserer Frage noch nicht berührt. Es ist nicht der Journalist, sondern das kirchliche Lehr- und Hirtenamt, dem das Urteil über das Wesen des Priestertums, über dessen Orientierung und Obliegenheiten zusteht. Hier müssen wir den Kern der Frage und das Motiv der päpstlichen Entscheidung suchen. Auf Grund der jetzt in extenso vorliegenden Erklärungen der Bischöfe wird es immer klarer, daß Pius XII. einer unrichtigen oder zum mindesten gefährlichen Auffassung des Priestertums rechtzeitig vorbeugen wollte. Außerdem scheint es, daß manche Nuancen in den Richtlinien, die Kardinal Suhard den Arbeiterpriestern gegeben hatte, nicht mehr hinreichend beachtet wurden. Der Kardinal wollte Priester zu den Arbeitern senden, die sich zwar durch ihre Arbeit bei ihren Kameraden legitimieren oder „naturalisieren“ sollten, denen aber das eigentliche Priesterwirken in der Arbeiterwelt als letztes Ziel vorschweben müßte. Wie entwickelte sich nun allmählich das Werk des Arbeiterpriestertums? Der Hauptakzent verschob sich zu stark vom Priesterlichen auf das ausschließlich Soziale, bis zur Annahme von führenden Posten in der kommunistisch orientierten Gewerkschaft durch einzelne Arbeiterpriester. Zur Abhilfe in diesem extremen Einzelpunkte hätte vielleicht eine disziplinäre Mahnung und Maßregel genügt, die dann nur jene einzelnen getroffen hätte. Aber der Papst scheint eine „Tendenz“, eine „Idee“, ein gutgemeintes und trotzdem verkehrtes „Ideal“ befürchtet zu haben. Eine Idee, gemäß der das „Priesterliche“ (vorläufig) vor dem „Sozialen“ zurücktreten müßte! Gerät da nicht die Idee des Priestertums, die Auffassung von seinem Wesen in Gefahr, besonders wenn zusätzlich dieser so gesehene „Priesterarbeiter“ als die Verwirklichung des Priestertums in unserer Zeit gezeichnet wurde, wobei von selbst ein etwas ungünstiges Licht auf den gewöhnlichen traditionellen Pfarrklerus fiel, der für alle (christlichen und entchristlichten) Klassen in der Bresche steht? (Es sei jedoch gesagt, daß z. B. in Paris der Großteil des Klerus die höchste Sympathie für die „Priesterarbeiter“ hegt.)

Es fragt sich weiterhin, ob das Leben des „Priesterarbeiters“ als priesterliches Leben konkret verwirklicht werden kann. Gewiß besteht keine grundsätzliche Unvereinbarkeit zwischen Priestertum und Handarbeit, wie auch nicht zwischen Priestertum und anderen ehrenhaften Berufen, z. B. der Funktion eines Professors der Mathematik oder der Chemie. Auch eine grundsätzliche Unvereinbarkeit von Priestertum und achtstündiger Arbeit in der Fabrik läßt sich nicht beweisen. Immer kann es Priester geben, die mit genügend physischen und moralischen Kräften ausgestattet sind, um täglich acht Stunden in einer Fabrik zu arbeiten und dennoch ein wirklich geistliches Leben zu führen, täglich zu zelebrieren, das Brevier zu beten und am Feierabend oder Sonntag die Sakramente zu spenden. In Frankreich selbst gibt es Institute, deren Priester den vollen Arbeiterberuf ausüben und denen ihr Institut stets die Sicherungen für geistliches Wirken und priesterliches Leben garantiert. Für diese Ausnahmefälle ist die Frage nicht dringend, noch auch auf der rein theoretischen Ebene. Die Frage stellt sich praktisch und konkret und muß nüchtern realistisch untersucht werden. Ist der „Priesterarbeiter“ durchschnittlich oder

normal in der Behauptung seiner priesterlichen Existenz gesichert? Zur Beantwortung haben wir nicht das Recht, a priori auf die Möglichkeit „außergewöhnlicher" Standesgnaden hinzuweisen. Diese Möglichkeit ist nicht abstreitbar, aber wir müssen auf dem Boden der gewöhnlichen Gegebenheiten bleiben. Wiederum, wenn nur einzelne „außergewöhnliche" Entgleisungen oder Verbiegungen des Priestertums, auch auf lange Dauer, zu befürchten wären, hätte Pius XII. nicht durch ein allgemeines Verbot eingegriffen. Zum Priester wird man geweiht und von der Kirche zu den Menschen gesendet, nicht, um sich in erster Linie als Sozialwerker zu betätigen, sondern um das übernatürliche Erlösungswerk Christi fortzusetzen: der Priester soll das Opfer darbringen, im Namen der Kirche als offiziell Beauftragter beten, die Sakramente spenden, die Heilsbotschaft verkünden und so an der Rettung der Seelen arbeiten. Geraten diese wesentlichen Dinge durch ein vorwiegend sozial (zeitlich) ausgerichtetes Ideal nicht zu sehr in Gefahr, allmählich als sekundär erachtet zu werden? Hier mußte das Oberhaupt der Kirche vorbeugen, um eine irrige Auffassung der Obliegenheiten des katholischen Priestertums und seiner kirchlichen Sendung zu unterbinden. Und die persönliche priesterliche Existenz? Bei aller Hochschätzung des reinen Idealismus vieler „Priesterarbeiter" sind hier ebenfalls realistische Maßstäbe anzulegen. Ohne ein regelmäßig genährtes geistliches Leben verkümmert allmählich und normalerweise die übernatürliche Einstellung; welche Gefahren beschleichen dann den Geweihten, besonders wenn ihm überdies das geistliche Milieu fehlt und er in einer heidnischen Umwelt lebt? Wird der Priester durchschnittlich, wenn er sich körperlich abgearbeitet hat, die Kraft zum gesammelten Zelebrieren, zum Brevier, zur Pflege des Geistlichen aufbringen, speziell wenn es ihm dazu an jeglicher Anregung mangelt? Woher wird er die Gnadenkräfte schöpfen, um einzelnen schweren Pflichten seines Standes zu dienen, sobald er einmal innerlich ausgehöhlt und verarmt ist? Aus väterlicher Sorge um die Priester als „Menschen der Gefährdung" will Pius XII. die Geweihten nahe an den übernatürlichen Kraftquellen halten.

Ehe wir Einzelzeugnisse der französischen Bischöfe anführen, möchten wir darauf hinweisen, daß die „Herder-Korrespondenz", die stets eine große Aufgeschlossenheit für die Initiative der Arbeiterpriester bekundete, von November 1953 bis April 1954 ihren Lesern sehr ausgiebig alles wesentliche Material der Diskussion mitteilte. Wir können uns hier nicht einmal auf einen summarischen Tatsachenbericht einlassen, zu dem übrigens nicht alle Angaben vorlägen; aus der Tagespresse dürfte die leidvolle Entwicklung genügend bekannt sein. Wie schon angedeutet, gingen die französischen Bischöfe auch nach dem 1. März, den sie als Tag der Entscheidung oder als Letztdatum für die Lösung zeitlicher Bindungen proklamiert hatten, mit der taktvollsten Nachsicht vor. Oft haben sie ihre Hochschätzung des Idealismus und Opfergeistes ihrer Arbeiterpriester wärmstens ausgesprochen.

Zuerst wurde der Name des Kardinals Liénart von Lille in die Debatte geworfen. Er ist der Rangälteste der französischen Kardinäle und zusammen mit den Kardinälen Gerlier von Lyon und Feltin von Paris hatte er an der langen Besprechung mit dem Hl. Vater teilgenommen. Die erste Stellungnahme Liénarts wurde am 9. Jänner 1954 im Liller Diözesanblatt veröffentlicht.

„Der Hl. Vater hat seine Entscheidung aus grundsätzlichen Erwägungen getroffen. Priester sein und Arbeiter sein, sind zwei Funktionen, zwei verschiedene Lebensformen. Es ist nicht möglich, sie in einer und derselben Person zu vereinigen, ohne dem Gedanken des Priestertums Gewalt anzutun. Der Priester ist dafür da, sein Leben Gott und dem Dienste der Seelen zu weihen. Der Arbeiter erfüllt eine zeitlich-weltliche Aufgabe. Es gibt kein Mittel, beide Aufgaben zu verschmelzen. Selbst wenn eine solche Methode des Apostolats, wie sie die Arbeiterpriester angewendet haben, eine gewisse Wirksamkeit bewiesen hat, hat man nicht das Recht, das Priestertum, wie es Christus eingesetzt hat, anzutasten. Anderseits wird es dem Priester durch die der Handarbeit gewidmete Zeit unmöglich ge-

macht, seine wesentlichen Aufgaben zu erfüllen. Er läuft Gefahr, sich in weltlich-zeitlichen Fragen zu verlieren. Das Priestertum muß daher außerhalb dieses Bereiches bleiben, ohne sich indessen vollständig aus der Welt zu lösen." Diese Erklärung hat bisher mehrere Artikel über das Priestertum ausgelöst, so z. B. in den „Études", der Monatsschrift der Pariser Jesuiten, die in etwa den „Stimmen der Zeit" entspricht. Nach der Ansicht des Dominikaners Chenu in „La Vie intellectuelle" (Februar 1954) handelt es sich bei Kardinal Liénart um einen zu eng gefaßten Priesterbegriff; Priestertum „ist nicht nur das Gebälk der schon errichteten Kirche, es ist die organische Kraft des Evangeliums unter den Völkern; es ist missionarisch" und muß in die Kultur eingehen, die es taufen will. Pater Chenu wurde aufgefordert, seine publizistische Tätigkeit einzustellen. Der Gedanke, den er darlegt, verlangt einige scharfe Distinktionen, und um die geht es.

Unter den Bischöfen ist es vor allem Msgr. de Provencherès, Erzbischof von Aix, der in einem langen Schreiben an seinen Klerus (11. Februar) zu der ganzen Frage und speziell auch zu dem von Kardinal Liénart berührten Hauptpunkt ausführliche Erklärungen gibt. Einleitend wird bemerkt, die Kirche könne und wolle in keinem Falle die Verchristlichung der Arbeiterwelt aufgeben, wozu Priester und Laien sich einspannen. Immer haben die Bischöfe die Hochherzigkeit und die Hingabe der „Priesterarbeiter" anerkannt; aus religiösen und nicht aus politischen Gründen sei die Entschließung des Papstes und der Bischöfe erwachsen; man habe reiflich überlegt und stütze sich auf eine Erfahrung von zehn Jahren. Man dürfe nicht von einem Gegensatze zwischen dem Heiligen Vater und dem französischen Episkopat sprechen: über den Kern der Frage herrsche Übereinstimmung; wahr sei nur, daß Rom durch gewisse „doktrinelle Abweichungen" stärker beeindruckt gewesen sei, während die Bischöfe mehr auf der „Dringlichkeit einer missionarischen Bemühung" insistierten und das Positive der bisherigen Versuche hervorhoben. Die Grundabsicht des Papstes und der Bischöfe sei es, „die (Arbeiter-) Mission zu retten und deshalb das priesterliche Leben und das priesterliche Apostolat der zur Mission in die Arbeiterwelt entsandten Priester zu gewährleisten. Alle getroffenen Verfügungen erstreben dieses Ziel". „Es sind Priester, die die Kirche der Arbeiterwelt geben will. Sie werden gesandt, um im Schoße der Arbeiterwelt ihre priesterliche Sendung zu erfüllen, um das Reich Gottes aufzubauen. Die Kirche sendet sie nicht, damit sie Fabrikarbeit leisten oder sich als Vorkämpfer in der Arbeiterbewegung betätigen. Sie hatte sie dazu ermächtigt, eine Beschäftigung als Arbeiter anzunehmen, in dem Maße, als das ihnen helfen konnte, teilweise die Arbeiterexistenz zu leben und in der Arbeiterwelt ihr Priesterwerk zu erfüllen. Man hatte anfangs sogar gedacht, nach einer gewissen Zeit könnten diese Priester teilweise von der Handarbeit befreit werden, um sich stärker den eigentlichen apostolischen Aufgaben zu widmen. Allmählich änderte sich diese Auffassung. Es ist hier nicht meine Absicht, die Gründe dieser Entwicklung zu beleuchten; aber ich notiere zwei Gefahren von Irrungen, die sich offenbarten. Bald haben „Priesterarbeiter" geglaubt (ich darf wohl sagen, daß es gegen die Anweisungen ihrer Bischöfe geschah), sie müßten zeitlich-irdische Verantwortungen in den Gewerkschaften und anderen Bewegungen annehmen. Nach und nach ließen sich mehrere so sehr durch diese Verpflichtungen beanspruchen, daß ihre priesterliche Sendung anscheinend in den Hintergrund trat oder zum mindesten in ihrer Wirksamkeit gefährdet werden konnte. Einzelne setzten ihr Apostolat teilweise mit der zeitlichen Verpflichtung gleich; sie schienen die Männer einer Klasse zu sein, wo doch der Priester für alle ist, selbst wenn er speziell zu einer bestimmten Gruppe gesandt wird. Gleichzeitig erwies sich das Gebetsleben zahlreicher Arbeiterpriester als gefährdet. Sie kamen dazu, das Breviergebet zum großen Teile, manchmal sogar ganz, und zwar regelmäßig, zu unterlassen. In letzter Zeit versäumten mehrere häufig die Darbringung des Meßopfers. Vielleicht sorgten sie dafür, durch ein Gebet des Lebens die Vereinigung mit Gott zu bewahren. Doch der Priester darf sich seiner Sendung als des permanenten

und offiziellen Beters in der Kirche nicht entziehen; eine seiner Hauptfunktionen ist das Gebet im Namen des ganzen Volkes, für Lebende und Verstorbene. Muß noch eigens unterstrichen werden, wie notwendig ein intensives Gebetsleben zur Erhaltung des priesterlichen Geistes ist? Der Papst und die Bischöfe befürchteten, das Leben der so einbezogenen Priester möchte sich allmählich von allem entleeren, was für ein Priesterleben wesentlich ist . . . Kein Zweifel besteht darüber, daß nicht alle Arbeiterpriester den beiden hier angezeigten Abweichungen vom Priesterideal verfielen; manche verbanden mit ihrer Arbeit die Forderungen eines priesterlichen Gebets- und Apostolatslebens. Jedoch schienen die Abweichungen an Boden zu gewinnen.

So sind es also doktrinelle Gründe, die uns die Entschließung des Heiligen Vaters und der Bischöfe erklären. Sie befürchteten eine Entstellung der Idee des Priestertums selbst . . . Wie sein Meister, wird der Priester sich denen anzugleichen suchen, zu denen er gesandt wird. Aber es gibt eine Angleichung, die sich nicht ohne Gefährdung des Priestercharakters vollzieht. Die Weihe macht ihn bis zu einem gewissen Maße zum Ausgesonderten, ohne ihn deshalb zu isolieren. Er ist der Mann Gottes, doch unter seinen Brüdern. Was die Kirche nicht annehmen konnte, ist der Verzicht auf die wesentlichsten Funktionen des Priestertums, um möglichst vollständig an der Arbeiterexistenz teilzunehmen. Man hat nicht das Recht, das Priestertum, so wie es Christus einsetzte, anzutasten. Eine solche verkehrte Auffassung beunruhigte um so mehr, als manche das Leben des „Priesterarbeiters" als den vorzüglichsten Gestalttypus priesterlichen Lebens vorstellten. Dadurch konnte die Art, in der sich für gewöhnlich das Priestertum in christlichem Milieu betätigt, diskreditiert und die Verkündigung sowie das Spenden der Sakramente, der Eucharistie insbesondere, abgewertet werden. Die Kirche ermutigt alle Christen, für eine kollektive Hebung der Arbeiterwelt und für eine Herstellung der Gerechtigkeit auf Erden zu arbeiten. Aber es gibt auch eine Auffassung des Arbeiterkampfes, die dem Christen untersagt bleibt. Endlich haben manche geglaubt, jedes priesterliche Apostolat in der Arbeiterwelt sei unwirksam, ehe nicht die kapitalistische Gesellschaft gestürzt sei. Deshalb müsse man sich zuerst dieser revolutionären Tätigkeit widmen; das Evangelisieren komme nachher. Für die Kirche hingegen ist die evangelische Sendung an und für sich unabhängig von wirtschaftlichen und politischen Systemen; in sich selbst trägt sie den Erweis der Macht des Geistes. Die Kirche kann ihre Apostel (die Priester) nicht zu einer zeitlichen Aktion einsetzen, die sehr weit von missionarischer Tätigkeit abliegt. Es besteht keine Unvereinbarkeit zwischen Handarbeit und Priestertum. Die Priester der (zukünftigen) Arbeitermission werden mehrere Stunden täglich arbeiten. Man beschränkt ihre Arbeitsdauer, um es ihnen zu ermöglichen, allen Pflichten des Gebetes und des Apostolats nachzukommen, die sie bei der Priesterweihe übernahmen. Die Erfahrung hat eben gelehrt, daß es vielen schwer wurde, die volle Tagesarbeit eines Arbeiters zu leisten und daneben die Zeit zu erübrigen, die ein Priester dem Gebete und dem Apostolate widmen muß, Vorläufig ist vorgesehen, daß die „Priester der Arbeitermission" nur drei Stunden täglich arbeiten werden. Ihre Bischöfe verstehen von selbst, daß diese Forderung nicht mehr ermöglicht, das Leben eines Arbeiters zu leben. Wenn einmal die nötigen Umstellungen erreicht sind, könnte die Hierarchie eventuell in der Lage sein, eine längere Arbeitsdauer zu gestatten."

In den Hirtenschreiben oder Erklärungen anderer französischer Bischöfe und der drei Kardinäle Feltin, Gerlier und Liénart begegnen wir durchwegs immer wieder den von Msgr. de Provencherès ausgeführten Gedanken. Doktrinell und grundsätzlich hat der Erzbischof von Aix alles Wesentliche gesagt. Die Bischöfe erklären einmütig, daß das Ende der „Priesterarbeiter" in ihrer jetzigen Form keineswegs einen Bruch der Kirche mit der Arbeiterwelt bedeute; nach wie vor unterstütze die Kirche energisch die gerechten sozialen Forderungen der Arbeiterwelt; nach wie vor werde die Missionierung der

Arbeiterwelt eines ihrer großen Anliegen bleiben. In zweifacher Weise werde die Kirche das soziale und religiöse Apostolat in der Arbeiterwelt fördern bzw. betreiben, sowohl durch die Laienapostel des Jocismus und der Katholischen Arbeiteraktion, zu der dringende Appelle ergingen, als auch durch eine neu zu organisierende „Arbeitermission" mit von den Diözesanbischöfen entsandten „Priestern der Arbeitermission", deren Lebensformen sich jedoch gemäß den päpstlichen Anweisungen vom November 1953 sehr stark von denen der bisherigen „Priesterarbeiter" unterscheiden werden. Die ganze christliche Gemeinschaft muß missionarisch sein; die Laien und der Klerus schulden den Arbeitern ein missionarisches Apostolat. Längst vor der hochherzigen Initiative von 1943 war sich die französische Kirche ihrer sozialen Pflichten und ihrer brennenden religiösen Aufgabe gegenüber der Arbeiterwelt bewußt. Oft spürt man den Unterton des Bedauerns, daß der Versuch des Arbeiterpriestertums allmählich von der richtigen Linie abwich, so wie sie grundsätzlich Kardinal Suchard gesehen hatte, und daß schwache menschliche Schultern den schweren Risiken nicht gewachsen waren. Wenn sogar Priester nicht gegen die Gefahren des marxistisch durchtränkten Arbeitermilieus gesichert sind, um wieviel weniger der einfache Arbeiter. „Es ist schwer, ein christliches Leben im Arbeitermilieu zu führen; das ist eine der Lehren aus dem Versuch der Priesterarbeiter", schreibt Msgr. de Provencherès. Wie starke Hoffnungen für die Verchristlichung einer total entchristlichten und der Kirche entfremdeten Arbeiterwelt hatten viele an das Leben und Zeugnis der Priesterarbeiter geknüpft!

Es erübrigt sich, auf jedes einzelne Schreiben der französischen Bischöfe näher einzugehen. Der Hirtenbrief des Kardinals Feltin vom 24. Februar an seine Pariser Diözesanen stützt sich auf die gemeinsame Erklärung des Episkopats vom 19. Jänner, die eindeutig besagt, daß die Kirche wegen der Erfordernisse des priesterlichen Lebens und Apostolats zwar die Form des priesterlichen Apostolats im Arbeitermilieu anders gestalten müsse, als sie in letzter Zeit von den Priesterarbeitern gelebt wurde, daß sie aber dieses Apostolat selbst in einer neuen Form fortsetzen werde. Grundlegend deckt sich der Hirtenbrief des Kardinals mit den Gedanken unserer Einleitung und den Thesen des Erzbischofs von Aix.

Das Datum des 19. Jänner steht auch unter dem Brief, den die Bischöfe jedem der in ihrer Diözese tätigen Priesterarbeiter zustellten, um die Einzelbestimmungen zur Durchführung der gemeinsamen Erklärung vom selben 19. Jänner mitzuteilen; die notwendigen Schritte, vor allem Lösung der zeitlichen gewerkschaftlichen Bindungen, Niederlegung gewerkschaftlicher und ähnlicher Ämter gleich welcher Art, und Rückzug aus den Betrieben, wo eine auf drei Stunden beschränkte tägliche Arbeitszeit nicht möglich ist, sollten bis zum 1. März geschehen. Die bisherigen Priesterarbeiter müssen sich einer priesterlichen Gemeinschaft anschließen; dabei wollen ihnen die Bischöfe behilflich sein. Es ist nicht mehr zulässig, daß die in die Arbeiterschaft entsandten Priester auf nationaler Ebene eine „Equipe" bilden; in jeder Diözese werden die Priester der Arbeitermisson in bezug auf alles, was ihr Apostolat betrifft, vom Ortsbischof abhängen.

Der französische Episkopat befand sich durch die von Rom verordneten und durch die Umstände veranlaßten Entscheidungen in keiner rosigen Lage, da die öffentliche Meinung nicht vor Widerspruch zurückschreckte. Den Priesterarbeitern selbst ward eine nicht leichte Probe des Gehorsams auferlegt; Anzeichen lagen vor, die auf Widerstand hindeuteten. Ernst warnten die Bischöfe vor den Folgen des Ungehorsams, und sie luden die Gläubigen zum Gebete für die Priesterarbeiter und die Arbeitermission ein. Der Schluß des Briefes der Bischöfe an die einzelnen Arbeiterpriester lautete: „Möge Christus Euch in Eurer heutigen Prüfung helfen, damit Ihr ihm morgen um so besser dienen könnt. Am Anfang dieses Marianischen Jahres bitten wir Euch, der Worte Elisabeths an die Jungfrau Maria zu gedenken: Selig, die

du geglaubt hast, denn was dir vom Herrn gesagt wurde, wird in Erfüllung gehen."

In diesen Worten liegt noch einmal der Schlüssel zum Verständnis der apostolischen Entscheidung vom November 1953 in der Frage der französischen Arbeiterpriester. Theologisch ist es unbezweifelbar und historisch steht es durch Erfahrung fest, daß wahre Missionierung und Evangelisationsarbeit niemals einer starken und lebendigen Verwurzelung im Übernatürlichen entraten können, da sie doch letztlich und wesentlich das übernatürliche Werk der Erlösung fortsetzen wollen.

II. Aus der Tätigkeit des Papstes

Als Pius XII. am 23. Jänner 1953 ein erstes Mal ganz bedenklich erkrankte, so daß man während einiger Tage im Vatikan auf das Schlimmste gefaßt war, wurden wir uns dessen plötzlich bewußt, wie alt der Hl. Vater eigentlich schon ist. Eine erstaunliche körperliche und geistige Elastizität hatte das Fortschreiten der Jahre verborgen. Am 25. Jänner dieses Jahres befiel wiederum eine sehr schwere Krankheit das Oberhaupt der Kirche, und in den letzten Tagen desselben Monats rechneten nicht wenige mit einem fatalen Ausgang. Lange dauerte es, ehe die Genesung einsetzte, und ihre Fortschritte waren recht mühsam. Erst am Josefsfeste konnte sich der Papst für ein paar Augenblicke segnend an einem Fenster des Vatikanischen Palastes zeigen; zu Ostern erteilte er von der Loggia des Petersdomes feierlich den Segen „Urbi et Orbi"; doch die Genesung war noch nicht abgeschlossen und von einer vollen Wiederherstellung der Gesundheit konnte noch keine Rede sein. Mit warmer Anteilnahme interessierte sich die gesamte Welt am Befinden des Stellvertreters Christi, dessen Wirken so unzertrennlich mit unserer angstgeladenen Zeit verbunden ist, die sich immer mutloser nach dem sehnt, was Pius XII. sich zum Wappenspruch erkor: „Opus iustitiae pax".

In unserer Berichtsperiode (Ende Jänner bis Ende April) ist deshalb nicht besonders viel über die äußere Tätigkeit des Oberhauptes der Kirche zu melden. Wir haben zuerst eine in den Rahmen des Marianischen Jahres gestellte Trostansprache an die Kranken (14. Februar), von der aber der Papst selbst nur ungefähr ein Drittel am Rundfunk vorlas.

Zu Beginn der Fastenzeit pflegt der Hl. Vater als Bischof von Rom seinen Diözesanklerus um sich zu versammeln und pastorale Richtlinien für die Seelsorge in der Ewigen Stadt zu geben. Diese traditionelle Audienz mußte, ebenso wie bereits 1953, ausfallen. Den römischen Pfarrern wurden die Anweisungen ihres Oberhirten am Sonntag Quinquagesima in einem schriftlichen Dokument zugestellt. Das Kernstück des Schreibens hat allgemeine Bedeutung, weil es den Ausbau der Katholischen Aktion in den Pfarren behandelt. Wort und Tätigkeit der Kirche, die nichts anderes sind als das Wort und das Tun Christi selbst, müssen überall hindringen, um alles und alle zu beleben. Für wieviele Menschen und Familien ist Christus eine lebendige Wirklichkeit? Wie kann der Priester, dem Tausende anvertraut sind, sein priesterliches Apostolat an sie alle herantragen? Wie insbesondere wird er Zugang zu bestimmten Zonen der Entchristlichung erlangen? Ohne daß wir die rein übernatürlichen Mittel der Pastoration vergessen, ergibt sich dennoch die Notwendigkeit einer Seelsorgshilfe. Die Priester müssen Mitarbeiter finden, in denen sich ihre Energien und Möglichkeiten vervielfältigen und die auch dort die Kirche verkörpern, wo der Einfluß der Geistlichen nicht hingelangt. Innerhalb und außerhalb der katholischen Organisationen begegnen wir edelmütigen Seelen, die sich den Seelsorgern zur Verfügung stellen möchten. Es handelt sich darum, diese Seelen zu entdecken, sie gründlich auszubilden und sich ihrer für das christliche Apostolat zu bedienen. Die vom Priester verwendete Zeit, um seine Mitarbeiter vorzubereiten und zu unterrichten, ist keine verlorene Zeit. Die Apostolatshelfer sind keine Last, die man trägt, weil es nun einmal von

oben befohlen wird. Auf die drei Gebiete des Menschlichen, des Geistigen, des Übernatürlichen wird sich die Schulung erstrecken. Das Menschliche als harmonische Entwicklung der natürlichen Anlagen ist eine Voraussetzung für die rege und wirksame apostolische Tätigkeit. Eine ganz eigene Aufmerksamkeit ist der geistig-intellektuellen Heranbildung der Apostolatshelfer zu widmen. Sie brauchen klare Ideen und mithin gründliche Kenntnis der religiösen Wahrheiten. Wie können sie sonst in kleinerem oder größerem Kreise ein aufklärendes und verteidigendes Wort anbringen? Vor allem jedoch muß die geistlich-übernatürliche Schulung gepflegt werden. Die Laienapostel bedürfen der festen Verankerung in der übernatürlichen Lebenswelt. Nun darf der Seelsorger nicht fürchten, sich der geschulten Laienhelfer auch tatsächlich zu bedienen. Sie werden den Priester auf die materiellen und geistlichen Bedürfnisse der Pfarre hinweisen und eine Vielfalt von Aufgaben bewältigen können; manche werden wieder selbst ein Fähnlein missionarischer Laien zusammenführen und sie unter der Leitung des Pfarrers zum Arbeiten bringen: „Seid fest in der Aufstellung der Ziele, und laßt nicht nach, bis die gestellten Aufgaben erledigt sind! Die Laienhelfer sollen selbstverständlich keine Befehle geben, aber sie dürfen auch nicht auf die Stufe bloß ausführender Werkzeuge herabgedrückt werden. Laßt ihnen genügenden Spielraum für die Entfaltung des Geistes einer glühenden und segensvollen Initiative; dadurch wachsen Freude, Eifer, Mut und Bereitschaft zur Mitarbeit mit dem Priester."

Der Osterbotschaft des Hl. Vaters war am 12. April unter dem Titel „Die Zivilisation der Furcht" ein offiziöser Artikel im „Osservatore Romano" vorausgegangen, der an die jüngsten Versuche mit der Wasserstoffbombe anknüpfte und das moralische Problem scharf in den Vordergrund rückte. Die Kirche verurteilt nicht bloß jeden ungerechten Krieg, sondern definiert immer schärfer den „gerechten" Krieg, der nur mehr für das „vim vi repellere licet" in Frage kommt, und auch dieser gerechte Krieg darf keine noch schauerlicheren Leiden heraufbeschwören, falls er gerechtfertigt sein will. Trotz der Freude des Ostertages konnte der Hl. Vater in seiner kurzen Ansprache vom 18. April vor dem durch die Wasserstoffbombe gesteigerten Schrecken der Menschheit nicht stumm bleiben. Er mußte warnend, lehrend, bittend sprechen: „Von Jahr zu Jahr wächst die Sorge und die Verzagtheit der Völker in der Furcht vor einem dritten Weltkriege und einer schrecklichen Zukunft, die neuen Vernichtungswaffen von unerhörter Gewalt ausgeliefert ist... Es steht vor den Augen der erschreckten Welt das Bild ungeheurer Zerstörungen, das Bild von ganzen Ländern, die unbewohnbar werden und unbrauchbar für den Menschen, auch wegen der biologischen Folgen, die auftreten können . . . In dieser Frage möchten Wir nicht versäumen, auf die Gefahr hinzuweisen, die eine mit den neuen Mitteln erreichbare oder vielleicht schon erreichte Beeinflussung des Erbgefüges für kommende Generationen darstellen könnte, um das Erbgut der Vererbungsfaktoren des Menschen von der natürlichen Entwicklung abzubringen... Was Uns betrifft, werden Wir nicht müde in dem Bemühen, eine wirksame Ächtung und Bannung des Atomkrieges, des biologischen und des chemischen Krieges durch internationale Übereinkünfte zu erlangen — ohne daß dadurch die Gültigkeit des Prinzips einer gerechten Verteidigung angetastet wird. Zugleich fragen Wir: Wie lange noch wollen sich die Menschen dem heilbringenden Lichte der Auferstehung entziehen, um statt dessen Sicherheit von dem tödlichen Schein der neuen Kriegswaffen zu erwarten? Bis wann werden sie ihre Pläne des Hasses und des Todes den Geboten der Liebe und den Lebensverheißungen des göttlichen Erlösers entgegensetzen? Wann werden die Lenker der Nationen einsehen, daß der Friede nicht auf einem verschärften und kostspieligen Wechselspiel gegenseitigen Schreckens fußen kann, sondern nur auf der universalen christlichen Liebe und vor allem der freiwillig geleisteten, nicht aber erzwungenen Gerechtigkeit und auf dem eingeflößten mehr als im geforderten Vertrauen? Wann wird es geschehen, daß die Weisen dieser

Welt die wunderbaren Entdeckungen der tieferen Kräfte der Materie ausschließlich friedlichen Zwecken zuwenden und so der menschlichen Tätigkeit wohlfeile Energien erschließen, wodurch deren Knappheit verringert wird und die gleiche geographische Verteilung der Güterquellen und Arbeitsmöglichkeiten sich ausgleichen würde? Der Heilkunde und dem Ackerbau könnte man neue Waffen liefern und allen Völkern neue Quellen des Aufstieges und des Wohlstandes erschließen."

Am 11. Februar begingen Italien und der Vatikan den 25. Jahrestag der Lateranverträge vom 11. Februar 1929. Telegramme wurden gewechselt zwischen dem Hl. Vater und dem Präsidenten Luigi Einaudi. Vom Marianischen Jahre sind keine außergewöhnlichen Ereignisse zu berichten. Alle Diözesen des Erdkreises waren eingeladen worden, am 25. März einen Priestertag abzuhalten und am 4. April (Passionssonntag) der „Kirche des Schweigens" zu gedenken. Mehrere Gebetsintentionen wurden für den Monat Mai aufgestellt. Für Ende Oktober ist in Rom ein Internationaler Marianischer Kongreß vorgesehen (24. Oktober bis 1. November). Am 4. April meldete der „Osservatore Romano", der selige Pius X. werde, wie vorgesehen war, am Nachmittag des 29. Mai auf dem Petersplatz kanonisiert werden: wegen der Erkrankung und sehr langsamen Genesung des Papstes hatten sich Zweifel erhoben, ob die Feier nicht vielleicht einen Aufschub erleiden müsse.

Verschiedenes — Kurznachrichten

Am 6. März starb in Rom Kardinal Massimo Massimi, Präfekt des Obersten Tribunals der Apostolischen Signatur. Geboren in Rom am 19. April 1877, empfing M. Massimi am 14. April 1900 die hl. Priesterweihe. Rechtswissenschaft und Rechtspraxis kennzeichnen die Laufbahn des Verewigten. Seit Oktober 1908 war er an der Sacra Romana Rota angestellt, deren Dekan er am 1. Mai 1926 wurde, nachdem er bereits seit Februar 1924 Prodekan gewesen war. Daneben bekleidete Msgr. Massimi noch verschiedene andere Funktionen und publizierte einige Arbeiten über Römisches Recht. Im Konsistorium vom 16. Dezember 1935 ernannte Papst Pius XI. den Dekan der Rota zum Kardinal. Einige Monate später erhielt er den Vorsitz der päpstlichen Kommission für die Kodifikation des Orientalischen Kirchenrechtes. Seit 1939 war Kardinal Massimi Präsident der Kommission für die authentische Interpretation des Codex Juris Canonici. Im Mai 1946 erfolgte die Ernennung zum Präfekten der Signatur. Nachfolger von Kardinal Massimi auf dem Posten eines Präfekten der Apostolischen Signatur wurde Kardinal Joseph Bruno, der zugleich den Vorsitz in der Kommission für die authentische Interpretation des kirchlichen Gesetzbuches führen wird. Kardinal Pietro Ciriaci übernimmt die Präfektur der Konzilskongregation. Am 24. Jänner meldete der „Osservatore Romano" die Ernennung von Msgr. Joseph Schoiswohl, Titularbischof von Pitea, zum Diözesanbischof von Seckau.

Botschafter der Westdeutschen Bundesrepublik beim Apostolischen Stuhle wurde Dr. Wolfgang Jaenicke, der Protestant ist und im 72. Lebensjahre steht; er war zuletzt Botschafter in Pakistan. Als Botschaftsrat begleitet ihn nach Rom Dr. Rudolf Salat und als geistlicher Botschaftsrat Prof. Dr. Joseph Höfer aus Paderborn. Drei Jahre dauerte es, bis der Botschaftsposten der Bundesrepublik beim Vatikan endlich besetzt wurde; die Katholiken wehren sich gegen die Behauptung evangelischer Kreise, der vatikanische Botschafter müsse ein Protestant sein. Der „Osservatore Romano" schrieb am 30. März einen längeren Artikel zum 30. Jahrestag des Konkordats, das am 29. März 1924 in München zwischen Bayern und dem Hl. Stuhl abgeschlossen wurde; für letzteren unterzeichnete Nuntius Eugenio Pacelli. „Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges trat das im März 1924 abgeschlossene Konkordat wieder in Kraft; Artikel 182 der bayrischen Verfassung hat seine Gültigkeit bestätigt, und viele Normen des Konkordats, besonders die auf das Schulwesen bezüglichen, haben ihren

Niederschlag in Verfassungsbestimmungen gefunden." In Freiburg (Schweiz) starb am 10. Februar 1954 der weltbekannte Gelehrte Wilhelm Schmidt aus der Genossenschaft der Steyler Missionare im Alter von 86 Jahren. Dieser bahnbrechende Ethnologe ist wohl allen Lesern unserer Quartalschrift durch seine Forschungen über den Ursprung der Gottesidee begegnet.

Das neue Werk von Giovanni Papini, Il diavolo (Der Teufel), in dem der Dichter u. a. auch behauptet, der Teufel werde am Ende der Zeiten begnadigt werden, wurde wider Erwarten nicht indiziert. Ein Leitartikel im „Osservatore Romano" vom 25. Jänner unter dem Titel „Eine überflüssige Verurteilung" erklärt, die förmliche Indizierung sei unterblieben, weil das Buch sowieso unter das Verbot von can. 1399 C. I. C. falle. Aus dem Artikel geht jedoch eher hervor, daß man den „Diavolo" deshalb nicht indizierte, weil man seinen Inhalt nicht ganz ernst nimmt. Vielleicht wollte man auch den alten und verdienstvollen Schriftsteller, dessen „Storia di Cristo" (Leben Jesu) in 17 Sprachen gelesen wird, der Form nach schonen.

Über die Gründe der Abnahme weiblicher Ordensberufe schreibt der Bischof von Passau in seinem Fastenhirtenbrief (und nicht er allein). Neben anderen Gründen macht der Bischof auf die mit einer sicherlich gesunden Aufwertung von Ehe und Familie Hand in Hand gehende gleichzeitige Abwertung des Standes der Jungfräulichkeit aufmerksam: „Ein Christentum, das auf dieses Ideal der Jungfräulichkeit verzichtet, es nicht mehr hochschätzt und pflegt, ist ein verstümmeltes Christentum. Es fehlt ihm ein Wesentliches. Unser heutiges Christentum ist in ernster Gefahr, das Verständnis für die Größe dieses Ideals zu verlieren. Unsere Jugend, auch die betont katholische Jugend, sieht vielfach nur mehr das Ideal der christlichen Familie... Diese Feststellung bedeutet ein bedauerliches Absinken unseres Christentums von seiner ursprünglichen Höhe. Man vermag das Wort des Herrn von der freiwilligen Ehelosigkeit um des Himmelreiches willen nicht mehr zu fassen."

Der Kardinal von Köln und der Bischof von Mainz behandeln in den Fastenhirtenbriefen den akuten Priestermangel. Während Köln 1934 und 1935 Theologiekandidaten zurückwies und in den Jahren unmittelbar vor dem Weltkriege mehr als 100 Priester in andere Diözesen abgab, blieb die Zahl der Neugeweihten in den letzten 12 Jahren um 523 hinter dem Bedarf zurück. Zum Teil erklären sich die Ausfälle durch den Krieg; aber es ist auch ein großes Schwinden der Berufungen festzustellen. Beide Bischöfe sehen als letzten Grund dieser Erscheinungen das Sinken des Glaubensgeistes und das Vordringen des Weltgeistes. Die Heilung kann also nur aus einer Erneuerung des religiösen Lebens kommen. Die Sorge um die Priesterberufe und auch um die Behebung sekundärer Schwierigkeiten muß deshalb ein Anliegen des ganzen christlichen Volkes werden, das immer wieder dazu aufgefordert werden muß, an dieser Sorge teilzunehmen.

Literatur
Eingesandte Werke und Schriften

An dieser Stelle werden sämtliche an die Redaktion zur Anzeige und Besprechung eingesandten Schriftwerke verzeichnet. Diese Anzeige bedeutet noch keine Stellungnahme der Redaktion zum Inhalte dieser Schriftwerke. Soweit es der verfügbare Raum und der Zweck der Zeitschrift gestatten, werden Besprechungen veranlaßt. Eine Rücksendung erfolgt in keinem Falle.

Altmann, P. Odilo, O. F. M. Im Gespräch mit Gott. Gedanken und Anregungen für das Gebet. (78.) 8 Tiefdruckbilder. München, Verlag Ars sacra. Kart. DM 1.80.

Ambord, P. Beat. Das Testament des Herrn. Erwägungen über die sieben Worte Jesu am Kreuze. (72.) Freiburg (Schweiz) 1954, Paulusverlag. Kart. Fr. 2.60, DM 2.50.

Ambord, P. Beat. Das Testament des Herrn. Erwägungen über das Reden und Schweigen Unserer Lieben Frau. (158.) Freiburg (Schweiz), Paulusverlag. Kart. Fr. 4.70, DM 4.50.

Bartz, Professor Dr., Wilhelm. Falsche Propheten. „Jehovas Zeugen." Die Neuapostolische Gemeinde. Die Siebenten-Tags-Adventisten. 3. überarbeitete und erweiterte Auflage. (46.) Trier 1953, Paulinus-Verlag.

Bartz, Wilhelm. Katholische Konfessionskunde heute. Sonderdruck aus: Trierer Theologische Zeitschrift, Heft 1/1954. (18.) Trier, Paulinus-Verlag.

Biber, Max, S. J. Kinder erobern die Welt. Wie Hans und Gretel Kreuzritter wurden. Erzählt. (95.) Neue Auflage. Augsburg 1954, Verlag Winfried-Werk G. m. b. H. Leinen geb.

Biblische Wandtafeln für den katholischen Religionsunterricht (mit Texterläuterungen). Herausgegeben vom Erzbischöflichen Amt für Unterricht und Erziehung, ausgeführt vom Akademischen Maler Karl Engel. Vom Bundesministerium für Unterricht für den Schulgebrauch zugelassen. Blattgröße 70 × 100 cm. Tafel 1 bis 4. Wien, Verlag Herder. Einzeltafel, unaufgezogen S 24.—, bei Bestellung der ganzen Serie S 20.—.

Bläcker, Dr. theol., Franz. Johann Baptist von Hirscher und seine Katechismen in zeit- und geistesgeschichtlichem Zusammenhange. Ein Beitrag zur Katechismusfrage der Gegenwart. (XXIV u. 264.) (Untersuchungen zur Theologie und Seelsorge. Herausgegeben von Dr. theol. Franz Xaver Arnold. Band VI.) Freiburg 1953, Verlag Herder. Kart. DM 15.—.

Blarer von, Barbara. Jeanne d' Arc. Ihr Leben der Jugend erzählt. (128.) Illustriert. Einsiedeln—Zürich—Köln 1954, Benziger-Verlag. Leinen geb.

Blieweis, Theodor. Kinderpredigten. Versuch einer Grundlegung und eine Ausführung. (XII u. 407.) Wien 1954, Seelsorgerverlag im Verlag Herder. Halbleinen geb. S 57.—, DM und sFr. 9.80.

Bogsrucker, P. Alois, S. J., Volksmissionär. Einige praktische Rezepte, gesammelt. Als Manuskript gedruckt. 4. bedeutend vermehrte Auflage. (20.) 1954. Bestellort: Exerzitienhaus S. J., Wien XIII, Lainzer Straße Nr. 138. Brosch. S 3.30.

Bogsrucker, P. Alois, S. J. Vom Riesenschatz der Ablässe. Nach dem neuen amtlichen Ablaßverzeichnis 1952 für Priester und Volk zusammengestellt. (88.) Bestellort: Exerzitienhaus S. J., Wien XIII, Lainzer Straße 138. Brosch. S 5.—.

Brinktrine, Johannes. Die Lehre von Gott. Zweiter Band. Von der göttlichen Trinität. (238.) Paderborn 1954, Verlag Ferdinand Schöningh. Brosch. DM 9.30, geb. DM 11.80. Theologenausgabe DM 9.80.

Budnowski, Else. Wege der Liebe. (32.) Mit 4 Tiefdruckbildern. München, Verlag Ars sacra. Geb. DM —.70.

Conrad-Martius, Hedwig. Die Zeit. (308.) München 1954, Kösel-Verlag. Leinen geb. DM 19.80.

Crasset, Johannes, S. J. Anleitung zum innerlichen Gebet mit einer neuen Art von Betrachtungen, übersetzt von Hermann Zurhausen, S. J. Neu herausgegeben von Jakob Philippi S. J. 3. Auflage. (190.) Kevelaer, Verlag Butzon & Bercker. Ganzleinen DM 2.95.

Dander, F., S. J. Summarium Theologiae Dogmaticae. De Sacramentis Christi. II. Paenitentia et Unctio, Ordo, Matrimonium, Sacramentalia. (88.) Oeniponte 1954, Typis et Sumptibus Feliciani Rauch. Kart. S 22.80.

Das Buch Daniel. Das Buch der Klagelieder. Das Buch Baruch. Übersetzt und erklärt von Dr. Heinrich Schneider. (Herders Bibelkommentar. Die Heilige Schrift für das Leben erklärt. Band IX/2.) (X u. 166.) Freiburg 1954, Verlag Herder. Brosch. DM. 9.—, Leinwand DM 11.50, Halbleder DM 17.50. Subskriptionspreis: Brosch. DM.7.40, Leinwand DM 9.80, Halbleder DM 15.80.

Das Rote Haus. Die Illustrierte der Herder-Buchgemeinde für Jugend und Haus, Nr. 6, 1953/54.

Delanuit, Franz. Krankengebet. Besinnliches für Kranke. (80.) Freiburg 1954, Verlag Herder. Leinwand geb. DM 3.80.

Der heilige Gregor der Große, Papst 590—604. Einführung und Auswahl von Gottfried Fischer, O. Praem., Schlägl. (6. Band von der Reihe: Die Kirchenväter und wir. Zeitnahes Väterwort.) St. Adalbero Kalender-Verlag der Benediktinerabtei Lambach. Auslieferung: Wels, O.-Ö., Hafergasse 7. Geh. S 9.40.

Dettloff, P. Dr., Werner, O. F. M. Die Lehre von der Acceptatio divina bei Johannes Duns Scotus mit besonderer Berücksichtigung der Rechtfertigungslehre. (Franziskanische Forschungen, herausgegeben von P. Dr. Philotheus Böhner, O. F. M., und P. Dr. Julian Kaup, O. F. M., 10. Heft.) (XVII u. 234.) Werl/Westf. 1954, Dietrich-Coelde-Verlag. Geh. DM 14.—.

Deussen, P. Dr. Theol., Ansgar, SS. CC. Das Geheimnis der Liebe im Weltplan Gottes. (408.) Innsbruck—Wien—München 1954, Tyrolia-Verlag. Leinen geb. S 78.—.

Die heiligen Sakramente. (40.) 8 Tiefdruckbilder. München, Verlag „Ars sacra". Geh. DM —.70.

Die Märtyrerakten des zweiten Jahrhunderts. (Reihe: Zeugen des Wortes.) Übertragen und eingeleitet von Hugo Rahner. Zweite unveränderte Auflage. (90.) Freiburg, Verlag Herder. Pappband DM 2.80.

Die religiöse Führung des Mannes. Referate einer Exerzitienmeisterschulung im Stifte Altenburg vom 10. bis 13. August 1953, herausgegeben von Domkapitular Dr. Karl Rudolf, Wien. (96.) Wien 1954, Seelsorger-Verlag im Verlag Herder. Kart. S 26.—, DM und sFr. 4.50.

Dolch, Heimo. Kausalität im Verständnis des Theologen und der Begründer neuzeitlicher Physik. Besinnung auf die historischen Grundlagen zum Zwecke einer sachgemäßen Besprechung moderner Kausalitätsprobleme. (XII u. 240.) Freiburg 1954, Verlag Herder. Leinen geb. DM 11.80.

Drees, Clemens. Der Christenspiegel des Dietrich Kolde von Münster. Kritisch herausgegeben. (Franziskanische Forschungen, herausgegeben von P. Dr. Philotheus Böhner, O. F. M. und P. Dr. Julian Kaup, O. F. M., 9. Heft.) (95 u. 379.) Werl/Westf. 1954, Dietrich-Coelde-Verlag. Brosch. DM 18.—.

Fischer, Dr. theol., Dr. phil., Gerard. Johann Michael Sailer und Immanuel Kant. Eine moralpädagogische Untersuchung zu den geistigen Grundlagen der Erziehungslehre Sailers. (XVI u. 260.) (Untersuchungen zur Theologie der Seelsorge. Herausgegeben von Dr. theol. Franz Xaver Arnold. Band V.) Freiburg 1953, Verlag Herder. Kart. DM 17.—.

Gösker, Erika. Peter und Ursel im fremden Haus. (192.) Einsiedeln—Zürich—Köln 1954, Benziger-Verlag. Leinen geb.

Gott ist die Liebe. Die Predigten des hl. Augustinus über den 1. Johannesbrief. Übersetzt und eingeleitet von Dr. Fritz Hofmann. Dritte Auf-

lage. (VIII u. 148.) (Reihe: Zeugen des Wortes.) Freiburg im Breisgau 1954, Verlag Herder. Pappband DM 4.60.

Grill, Prof. Dr. P., Severin, S. O. Cist. Bernhard v. Clairvaux als Exeget. (14.) Sonderdruck aus: Festschrift zum 800-Jahr-Gedächtnis des Todes Bernhards von Clairvaux. Herausgegeben von der Österreichischen Zisterzienserkongregation vom Heiligsten Herzen Jesu. Wien—München, Verlag Herold.

Guardini, Romano. Rainer Maria Rilkes Deutung des Daseins. Eine Interpretation der Duineser Elegien. (426.) München 1953, Kösel-Verlag. Leinen geb. DM 17.50.

Guillet, Jacques, S. J. Leitgedanken der Bibel. Studien über Ausdruck und Entfaltung der Offenbarung. Aus dem Französischen übersetzt von P. Odilo Zurkinden, O. S. B. (308.) Luzern 1954, Verlag Räber & Cie. Geheftet Fr. 12.—, in Leinen Fr. 16.50, DM 15.80.

Haas, Jakob. Die Stellung Jesu zu Sünde und Sünder nach den vier Evangelien. (Studia Friburgensia. Herausgegeben unter der Leitung der Dominikaner-Professoren an der Universität Freiburg in der Schweiz. Neue Folge. Heft 7.) (XXV u. 256.) Freiburg/Schweiz 1953, Universitätsverlag. Brosch. Fr. 16.50, DM 15.—.

Henze, Clemens M., C. SS. R. Andiamo a Loreto! Nuova difesa dell' autenticità della Santa Casa. (188.) 9 illustrazioni f. t. Torino MCMLIV, Marietti.

Heufelder, Emanuel Maria, Abt. Mutter der Gnade. Betrachtungen zum Rosenkranz. (36.) 4 Tiefdruckbilder. München, Verlag „Ars sacra", Josef Müller. Geheftet DM —.70.

Hopfenbeck, P. Gabriel. Männerbeichte. (64.) Lizenzausgabe für Österreich. Wien 1954, Erzbischöfliches Seelsorgeamt. Brosch. S 2.—.

Hörmann, Karl. Wahrheit und Lüge. (214.) Wien—München 1954, Verlag Herold. Leinen S 52.—, brosch. S 38.—.

Kawa, Elisabeth. Der schmale Weg. (36.) Mit 4 Tiefdruckbildern. München, Verlag „Ars sacra". Geh. DM —.70.

Kierkegaard, Sören. Die Tagebücher. 1834—1855. Vierte Auflage. (664.) München 1953, Kösel-Verlag. Leinen geb. DM 19.50.

Kirchenväter an Laien. Briefe der Seelenführung. (Reihe: Zeugen des Wortes.) Übertragen von L. v. Welserheimb. Mit einem Vorwort von Karl Rahner. Zweite, unveränderte Auflage. (92.) Freiburg, Verlag Herder. Pappband DM 2.80.

Koch, Anton, S. J. Homiletisches Handbuch. Vierzehnter Band: Ergänzungswerk. Zweiter Teil: Homiletische Gleichnissammlung. Zweiter Band: Gleichnisse zur katholischen Sittenlehre (Teil V—VIII des Lehr- und Quellenwerkes.) (498.) Freiburg 1954, Verlag Herder. Brosch. DM 21.—, Leinwand DM 25.—. Subskriptionspreis: Brosch. DM 18.50, Leinwand DM 22.—.

Kollbrunner, Berthe. Sankt Josef. Das Bild der Einfachheit und Treue. (32.) Mit 5 Tiefdruckbildern. München, Verlag „Ars sacra". Geh. DM —.70.

Kölner Pastoralblatt. Anregungen aus Theologie und Seelsorge. Unter Mitwirkung von Universitätsprofessor D. Dr. A. Stonner und Seminarprofessor D. Dr. Th. Schnitzler, herausgegeben von Prälat Dr. W. Heinen. 6. Jahrgang, 1954, Stück 5.

Kornfeld, Univ.-Doz. Dr., Walter. Das Alte Testament — noch aktuell? Ein Handbuch für Katechese und Laienbildung. (238.) Innsbruck—Wien—München 1954, Tyrolia-Verlag. Kart. S 44.—.

Lang, Abt Dr. Hugo, O. S. B. Die Größe kleiner Dinge. Kurzpredigten. (Im Gnadenkranz des Jahres IV/1.) (64.) München 1954, Max-Hueber-Verlag. Kart. DM 1.80.

Lang, Albert. Die Sendung Christi. (Fundamentaltheologie, Band I.) (XII u. 264.) München 1954, Max-Hueber-Verlag. Brosch. DM 7.80, Leinen DM 9.80.

Lippert, P. Peter, S. J. Der Mensch zu Gott. Exerzitienvorträge. (358.) Mit Titelbild. München, Verlag „Ars sacra". Leinen geb. DM 12.80, brosch. DM 9.40.

Loew, Joseph, C. SS. R. The Easter Solemnity . . . Its fundamental Notions. Appeared in the Theologisch-praktische Quartalschrift, III, 1952. Translated by Rev. John J. Harbrecht, S. T. D. (Life and Light Press. Fundamental Studies in the Liturgy and in the cure of souls. Study No. 1.) (24.) Box 137, Searcy, Arkansas, 1954.

Marianisches Offizium. Übersetzt von Otto Karrer. Bilder von Professor Gebhard Fugel. 16° (158.) 13 Bilder. München, Verlag „Ars sacra", Josef Müller. Leinen geb. DM 5.10.

Mausbach, Joseph. Katholische Moraltheologie. Erster Band: Die allgemeine Moral. Die Lehre von den allgemeinen sittlichen Pflichten der Nachfolge Christi zur Gleichgestaltung mit Christus und zur Verherrlichung Gottes in der Auferbauung seines Reiches in Kirche und Welt. Achte, neubearbeitete Auflage von Dr. theol. Dr. phil. Dr. jur. utr. Gustav Ermecke. (XXXII und 444.) Münster/Westfalen 1954, Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung. Kart. DM 21.—, geb. DM 23.—.

Mohr, Richard. Die christliche Ethik im Lichte der Ethnologie. (VIII u. 190.) (Handbuch der Moraltheologie. Unter Mitarbeit zahlreicher Fachgelehrter herausgegeben von Universitätsprofessor Dr. Marcel Reding, Graz. Band IV.) München 1954, Max-Hueber-Verlag. Brosch. DM 7.—, Leinen DM 9.—.

Molin, Georg. Die Söhne des Lichtes. Zeit und Stellung der Handschriften vom Toten Meer. (248) Wien—München 1954, Verlag Herold. Leinen S 98.—, brosch. S 82.—.

Neues Testament. Übersetzt und erklärt von Otto Karrer. Neue, verbesserte Auflage. (816.) 2 Karten. München 1954, Verlag „Ars sacra", Josef Müller. Leinen geb. DM 9.80.

Newman, John Henry, Cardinal. Geschichte meiner religiösen Überzeugungen. „Apologia pro vita sua." Nach der englischen Ausgabe des Oratoriums (1904 ff.) übersetzt und eingeleitet von Dr. M. Brigitta Hilberling, O. P. (256.) Freiburg 1954, Verlag Herder. Leinen geb. DM 12.80.

Nicolussi, Dr. Johann. Auferstehung des Fleisches. (142.) Rottweil a. N., Verlag Emanuel. Kart. S 27.—.

Niedermeyer, Dr. Albert, Univ.-Prof. Ärztliche Ethik (Deontologie). Grundlagen und System der ärztlichen Berufsethik. (Allgemeine Pastoralmedizin, II. Band). XII u. 358.) Wien 1954, Verlag Herder. Leinen geb. S 93.—, DM und sFr. 17.—.

Obendorfer, Andreas, Monsignore. Alleluja. Ein Osterbüchlein. (36.) 4 Bilder. München, Verlag „Ars sacra". Geh. DM —.70.

Ora et labora. Revista Litùrgica Beneditina. Edição e Propriedade do Mosteiro de Singeverga-Negrelos (Portugal). Ano I, 1, 1954.

Perk, P. Johann. Die Apostelgeschichte. Werden und Wachsen der jungen Kirche. (XII u. 240.) Stuttgart 1954, Kepplerhaus-Verlag. Kart. DM 7.80, Leinen DM 9.80.

Pieper, Josef. Über die Gerechtigkeit. 2. Auflage. (143.) München 1954, Kösel-Verlag (Hochland-Bücherei). Kart. DM 5.40.

Pieper, Josef. Weistum — Dichtung — Sakrament. Aufsätze und Notizen. (350.) München 1954, Kösel-Verlag (Hochland-Bücherei). Leinen DM 13.50.

Plankensteiner, Alfons. Der Film. Kunst, Geschäft, Verführung. Herausgegeben im Auftrage der Katholischen Filmkommission für Österreich. (120.) Mit 5 graphischen Darstellungen. (Sehen — Urteilen — Handeln. Schriften des „Volksboten" Nr. 3.) Innsbruck—Wien—München 1954, Tyrolia-Verlag. Kart. S 12.—.

Rahner, Karl, S. J. Kleines Kirchenjahr. (144.) 8 Bildtafeln. München, Verlag „Ars sacra". Leinen DM 7.—.

Ritter, Dr. Sebastian. Die kirchliche Vermögensverwaltung in Österreich. Von Patronat und Kongrua zum Kirchenbeitrag. (203.) Dazu 27 Seiten Gesetzestext. Salzburg 1954, Selbstverlag des Erzb. Ordinariates. Halbleinen geb. S 40.—.

Schneider, Oda. Er ordnete in mir die Liebe. (152.) Wien—München 1954, Verlag Herold. Leinen S 38.—, brosch. S 28.—.

Schwerd, Andreas. Hymnen und Sequenzen. Ausgewählt und erläutert. (120.) München 1954, Kösel-Verlag. Leinen DM 6.80.

Seidler, Prof Dr., Josef. Das Prager Blutgericht 1633. (39.) Memmingen 1951. Im Selbstverlage des Verfassers. Brosch. DM 1.50.

Sobrietas. Wissenschaftlich-praktische Vierteljahresschrift für Lebenserneuerung und Volksgesundung. 1. Heft, Jahrgang 1954. Hamm/Westfalen, Hoheneck-Verlag.

Steinmann, Elsa. Kinder-Nachfolge Jesu Christi. Nach dem gleichnamigen Buch von Jean Plaquevent bearbeitet. 2., veränderte Auflage. (72.) Einsiedeln—Zürich—Köln 1954, Benziger-Verlag. Leinen geb. Fr. 9.90, DM 9.50.

The Baltic Review. December 1953. No. 1. (80.) New York 19, N. Y. 4 West 57th Street.

Tilman, Klemens. Was du gern wissen möchtest. Eine Schrift von den Geheimnissen des Lebens für reifende Jungen. (48.) Kart. DM 1.20. — Damit du Bescheid weißt. Eine Schrift von den Geheimnissen des Lebens für reifende Mädchen. (56.) Kart. DM 1.20. Recklinghausen 1954, Paulus-Verlag.

Wust, Peter. Im Sinnkreis des Ewigen. Herausgegeben von Herman Westhoff. Mit einem Geleit von Karl Pfleger. (341.) Graz—Wien—Köln 1954, Verlag „Styria". Leinen geb. S 74.20.

Ziegler, Leopold. Spätlese eigener Hand. (468.) München 1953, Kösel-Verlag. Leinen geb. DM 28.—.

Buchbesprechungen

Nikolaus von Cues. Studien zu seiner Philosophie und philosophischen Weltanschauung. Von Maurice de Gandillac. Berechtigte Übertragung von Dr. Karl Fleischmann. (524.) Düsseldorf 1953, Verlag L. Schwann. Leinen geb. DM 31.50.

Die Bezeichnung „Studien", die der Verfasser — Professor für spätmittelalterliche Philosophie an der Pariser Sorbonne — seinem Werke gab, soll keineswegs abschrecken. Denn was er bietet, ist eine Durchleuchtung des sonst schwer zugänglichen Gesamtwerkes des großen Cusaners, dessen überragende Stellung in der Problematik alter und neuer Philosophie klar und anziehend herauskommt. War doch Kardinal Nikolaus von Cues im wahren Sinne „Pförtner der Neuzeit". Wohlvertraut mit der hochscholastischen Spekulation, nahm er die Anliegen neuzeitlichen Denkens kühn vorweg. Frei von allen starren Formeln, liebte er die lebendige Denkbewegung. Wie platonische Dialoge auf neuer Denkebene muten viele seiner Schriften an.

Karl Fleischmann hat das französische Original nicht einfach übertragen, sondern zugleich im Sinne deutscher Cusaner-Forschung überarbeitet. An diesem Buche wird wieder einmal deutlich, was Philosophie im edelsten Verständnis bedeutet: Urgrund-Denken. Der Verlag hat das Buch vornehm ausgestattet.

Linz a. d. D. Prof. Josef Knopp

Sein und Haben. Von Gabriel Marcel. Übersetzung und Nachwort Ernst Behler. (302.) Paderborn 1954, Ferdinand Schöningh. Geb. DM 11.50.

Es ist an der Zeit, daß neben dem Nihilisten Sartre nun doch auch der sehr bedeutende, zwar nicht scholastische, aber durchaus christliche Pariser

Philosoph Marcel im Deutschen mehr und mehr zu Worte kommt. Man hat Marcel ebenso wie unseren Heidegger zum Existentialisten gestempelt. Aber wie bei Heidegger sind auch bei Marcel die Analysen des menschlichen Daseins nur Ausgangspunkt für ein neuartiges — man möchte fast sagen — Heranschleichen an den Sinn des Seins selbst. Nicht alles, was dabei herauskommt, fügt sich in die große thomistische Tradition. Auch bei Marcel begegnet noch viel Irrationales. Auch fehlt jede Systematik. Seine Darstellungsweise ist gewissermaßen ein metaphysisches Tagebuch und der Essay. Aber es glüht in diesen Blättern, ganz anders als bei Heidegger. Liebe ist am Werk. Und man merkt von Mal zu Mal deutlicher, wie auch Marcel immer williger St. Augustins Mahnung folgt: „Intellectum valde ama". Das Nachwort Behlers bemüht sich dankenswert um die Einordnung des Werkes Marcels in die Entwicklungsgeschichte der Gegenwartsphilososphie.

Linz a. d. D. Prof. Josef Knopp

Bibel-Lexikon. Herausgegeben von Herbert Haag in Verbindung mit A. van den Born und zahlreichen Fachgelehrten. Vierte Lieferung: Gottesknecht — Judaskommunion. (255 Sp.). — Fünfte Lieferung: Jude — Matthäusevangelium. (224 Sp.). Einsiedeln-Zürich-Köln, Benziger-Verlag. Subskriptionspreis pro Lieferung Fr./DM 11.—

Jede neue Lieferung nimmt man mit großem Interesse zur Hand, um zu sehen, ob die begonnene gute Tradition der ersten Anfänge auch weiterhin gewahrt bleibt, und man wird nicht enttäuscht. Die 4. Lieferung, reichend vom Stichwort „Gottesknecht" bis zur „Judaskommunion", bringt u. a. eine Erörterung über den „Greuel der Verwüstung", welcher wohl am besten als eine Entweihung des heiligen Bodens durch die Römer verstanden wird (Sp. 627). Für viele Leser wird neu sein, daß als Verfasser des „Hebräerbriefes" nach der wahrscheinlichsten Hypothese Barnabas, der Begleiter des hl. Paulus, in Frage kommt (Sp. 661). „Heerscharen" (sebaot) sind sämtliche himmlische und irdische Mächte, die im Dienste Jahwes stehen und die universale Machtstellung Jahwes zum Ausdrucke bringen wollen (Sp. 669). Im Artikel unter dem Stichwort „Hellenismus" wird nicht übersehen, anzumerken, daß sich der Austausch zwischen der Offenbarungsreligion und der Kulturwelt griechischen Geistes nicht auf Kosten jener vollzogen hat (Sp. 687). Es würde den Raum einer kurzen Besprechung sprengen, auch nur ganz kurz auf die vielen inhaltsschwangeren Schlagworte näher einzugehen. Man findet allerhand Interessantes unter „Herodes", „Herr" (adon-Kyrios), „Herrlichkeit" (kabod). In der Literatur zum Hohenlied wäre etwa die eigenartige Arbeit Wutz' und die neueste, mit ebenso kurzen wie ausgezeichneten Bemerkungen versehene lateinische Übersetzung von P. A. Bea nachzutragen. Was über Jephthe, Jericho, Jerusalem u. ä. geschrieben ist, kann natürlich nur eine ganz knappe Einführung in den jeweiligen Fragenkomplex bieten. Wer ferner begierig ist, was von biblischer Warte über „Jesus Christus", über „Job" und „Johannes" kurz und gut gesagt werden kann, der schlage nach bei Haag, er wird zeitgemäße Orientierung finden.

In der 5. Lieferung, reichend vom Stichwort „Jude" bis zum „Matthäusevangelium", wird das Judithbuch, über dessen Endredaktion Goettsberger sagt, daß jemand die Hand im Spiele gehabt hat, dem die Zeitabstände der Ereignisse nicht mehr gegenwärtig waren, mit Recht der Literaturgattung der „freien Geschichte" zugewiesen. Was darunter zu verstehen ist, wird im besprochenen Lexikon (Sp. 874) unter „Geschichtsschreibung" näher erklärt. Unter dem Stichwort „Keilschrift" wird kurz und gut über die sumerische, akkadische, hethitische, persische, elamitische und ugaritische Keilschriftform berichtet (Sp. 897—902). Daß über die „Kindheitsgeschichte Jesu", über die „Kirche", über die „Königsbücher" ausführlicher gehandelt wird und beim 2. Korintherbrief auch die sog. Zwischenreise und der Zwischenbrief Erwähnung finden, ist erfreulich. Der „Leben-Jesu-

Forschung" sind 13 Spalten gewidmet, deren letzter Absatz feststellt: „So ist denn die aufgezeigte Entwicklung der L. eine unablässige Bemühung, das Übernatürliche, vorab die Gottheit Christi, auf stets neuen Wegen aus dem NT zu tilgen. Die Brüchigkeit der unbeweisbaren Hypothesen gereicht auf ihre Art zu einem mächtigen Beweis für die katholische Lehre" (Sp. 1008). Über die Termini „Leben", „Liebe", „Logos", über „Lukasevangelium", „Maria", „Markusevangelium" sind sehr instruktive Kurzaufsätze dargeboten, die den Leser aufs schnellste mit den jeweiligen Fragen bekannt machen und ihm den neuesten Stand der Forschung zeigen. Wir können nur wünschen, daß der Abschluß des Werkes sich würdig an die bisherigen Lieferungen anreihe und daß das Lexikon als vollendetes Werk in sehr viele Hände auch unserer biblisch interessierten Laienwelt gelange.

Linz a. d. D. Dr. Maximilian Hollnsteiner

Wie Jesus lebte, litt und starb. Ein Christusbuch für die Familie in Wort und Bild. Bearbeitet von Prof. Dr. Theol. Alois Riedmann. (XVIII u. 264.) Mit 132 Tafeln. Freiburg 1953, Verlag Herder. Leinen geb. DM 26.80.

Der Verfasser ist bekannt durch seine Apologetik „Die Wahrheit des Christentums", deren zweiter Band den Titel trägt: „Die Wahrheit über Christus". Dieses neue Christusbuch will weitesten Kreisen das Leben, Leiden und Sterben unseres Erlösers nahebringen mit der apologetischen Zielsetzung: Erweis der Göttlichkeit Jesu Christi. Es will ein Haus- und Familienbuch sein. Nach vier Seiten Text ist jeweils eine zweiseitige Bildtafel mit Darstellungen alter und neuer Meister eingefügt. Das Werk, das sich besonders zu Geschenkzwecken eignet, soll in möglichst viele Familien kommen, um dort die Liebe zu Christus zu erhalten und zu vertiefen oder wieder zu wecken. Der Preis ist durch die hervorragende Ausstattung bedingt.

Linz a. d. D. Dr. J. Obernhumer

Die Kirche und die Gottesurteile. Von Charlotte Leitmaier. Eine rechtshistorische Studie. (Wiener rechtsgeschichtliche Arbeiten. Herausgegeben vom Institut für Europäische Rechtsgeschichte in Wien, Bd. II.) (140.) Wien 1953, Verlag Herold. Broschiert S 45.—.

Gottesurteile sind eine vorchristliche Einrichtung magischen Ursprunges, in der Kirche — besonders bei den neubekehrten Germanen — anerkannt, vom maior et sanior pars der Kirche aber, vor allem unter dem Einflusse des aristotelisch-thomistischen Denkens, abgelehnt. Das alles stellt die Verfasserin mit vielem Fleiß zusammen. Sie vermag dem schon wiederholt behandelten Thema neue Gesichtspunkte abzugewinnen und manches klarzustellen, was bisher dunkel war. Ihre Arbeit ist so ein wertvoller Beitrag zu dem Kapitel: Germanentum und Christentum.

Einige Bemerkungen seien gestattet. In der geschichtlichen Einleitung fehlt der Hinweis auf das Gesetzbuch des Hammurabi, das bei der Anklage auf Ehebruch die Wasserprobe vorsieht. Papst Hadrian II., nicht der fast 600 Jahre später regierende Nikolaus V. hat Lothar II. das Abendmahl gereicht (zu S. 23). Gottschalk ist Irrlehrer, nicht Begründer einer Sekte (S. 51). Der Kirchenstaat ist nicht der Civitas Dei gleichzusetzen (S. 116). Die Irminsäule wurde von Karl dem Großen und nicht von Bonifatius gestürzt (S. 119). Einen Reinigungseid legte vor Pelagius I. schon Leo III. ab. Als Grund gibt Notker Balbulus an, daß der römische Bischof vor kein gewöhnliches Gericht gestellt werden darf (S. 127).

Stift St. Florian Dr. Adolf Kreuz

Die Religion im Aufbau der abendländischen Kultur. Von Christopher Dawson. Deutsche Übersetzung von Nina E. Baring. (366.) Düsseldorf 1953, Verlag L. Schwann. Leinen geb. DM 16.—.

1948/49 hielt der bekannte englische Kulturhistoriker an der Universität Edinburgh diese Vorlesungsreihe nach einer allgemeineren Reihe „Religion und Kultur". In den vorliegenden Vorträgen geht der Verfasser der „schöp-

ferischen Wechselwirkung zwischen Religion und Kultur im Leben der abendländischen Gesellschaft" (10), genauer in der Zeit des frühen und hohen Mittelalters, eben „im Aufbau der abendländischen Kultur" nach. Dabei erweist sich das Seltsame: „Eine Religion, die ausgesprochen jenseitsgerichtet ist und alle innerweltlichen Werte und Maßstäbe der menschlichen Gesellschaft abzulehnen scheint" (13), „hatte weitreichende Wirkungen in jedem Bereich des gesellschaftlichen und geistigen Lebens" (15).

Das Geheimnis der Dynamik des Christentums liegt zunächst sicher im Missionsbefehl Christi, wie Dawson Seite 19 f. andeutet, im tiefsten aber im Dogma von der Menschwerdung, in deren Mysterien der Christ ja durch die Taufe hineingezogen wird; Mysterien, deren Vollzug im eigenen Leben, in Familie, Beruf und Gesellschaft, in allen Lebensbereichen und Milieus ihm seitdem immer wieder als der eigentliche christliche Auftrag aufgegeben ist. Der mittelalterliche Versuch, diesen Auftrag zu erfüllen, erscheint uns dabei durchaus ernst und legitim und nicht, wie andere wollen, als ein Irrweg von Anbeginn und ein Mißverständnis des Christentums; er zeigt sich freilich als ein echt menschlicher Versuch, von Gefahren, Versuchungen und Sündenfällen umwittert und am Ende doch scheiternd.

Man ist Dawson dankbar, daß er die Dinge nicht vereinfacht, sondern in ihrer ganzen Vielschichtigkeit, in ihrer ganzen Verwobenheit und oft Verworrenheit darstellt. Oft ist die rechte Zeit da, und es fehlt der richtige Mensch, und oft wäre der Mensch da, und es fehlt ihm der Kairos; aus einem und demselben Stamme wachsen verweichlichte Schlemmer, erbarmungslose Raubritter und der hl. Franz von Assisi. Ja, dieselben Menschen und Einrichtungen treten uns oft in einer seltsamen Doppelgesichtigkeit gegenüber. Und immer wieder standen echte Christen in dieser verworrenen Geschichte und ließen sich doch nicht verwirren, wenn sie auch schmerzlich genug darunter gelitten haben. Ergreifende Zeugnisse dieses echt christlichen Schmerzes läßt Dawson zu uns sprechen.

Das alles ist tragisch und tröstlich zugleich, mahnt uns aber auch zur Vorsicht in der Beurteilung der Dinge des Kampfes und der Kämpfer. Es ist gewiß im ganzen derselbe christliche Kampf, der auch uns aufgetragen ist. Aber es ist oft gar nicht so leicht, die Fronten zu erkennen, — und mitunter gehen sie auch heute noch mitten durch der Menschen Herz. Man muß dem Verlag dankbar sein, daß er uns auch diesen „Dawson" zugänglich gemacht hat, und wer wieder einmal spüren will, wie aufregend diese Geschichte (in der wir ja selber auch stehen) ist, der greife nach diesem Buch.

Linz a. d. D. Dr. Ferdinand Klostermann

Kirchengeschichte von D. Dr. Karl Bihlmeyer. Neubesorgt von Dr. Hermann Tüchle. Zweiter Teil: Das Mittelalter. Dreizehnte, durchgesehene Auflage. (XVI u. 530.) Paderborn 1952, Verlag Ferdinand Schöningh. Broschiert DM 20.—, geb. DM 24.—, Theologenausgabe DM 15.—.

Die Erkenntnis, daß auch in die Bücherei des praktischen Seelsorgers eine gute Darstellung der Kirchengeschichte mit soliden Quellenhinweisen gehört, hat sich längst durchgesetzt. Die Auswahl ist freilich auch im deutschen Sprachgebiet nicht sehr groß. Hermann Tüchle hat uns jetzt die 13. Auflage des II. Bandes der bewährten Kirchengeschichte von Funk-Bihlmeyer geschenkt, nachdem erst 1948 die 12. herausgekommen war. Das für die weitere Entwicklung des Abendlandes grundlegende Frühmittelalter tritt in ebenso objektiv-zurückhaltender wie auch ansprechender Form vor uns hin. Das Hochmittelalter mit seinen spannungs- und abwechslungsreichen Papst-Kaiser-Kämpfen findet eine klare Darstellung, die uns viele spätere Vorgänge und Auswirkungen verständlich macht. Schließlich findet im Spätmittelalter die weitere, so verhängnisvolle Entwicklung ihre Erklärung. Immer aber bleiben die oft anerkannten Vorzüge dieser Kirchengeschichte in bewundernswerter Frische aufrecht: Wohlabgewogenheit des Urteils, Klarheit der Gliederung und Fehlen von primitiven Beschönigungen der manchmal harten Wahrheit.

Gewiß sind manche kleinere Wünsche auch bezüglich der Literatur selbst in dieser Auflage unberücksichtigt. Aber wer wird sich nicht aufrichtig freuen, wenn wir bald auch den dritten Band dieser Standard-Kirchengeschichte wieder in unseren Händen haben, einer Kirchengeschichte, um die wir mit Recht von anderen sogar etwas beneidet werden (siehe Kritik v. B. Capelle in: Recherches de Théologie ancienne et médiévale XIX [1952], 354 s.).

Linz a. d. D. DDr. Josef Lenzenweger

Tertullian, Apologeticum — Verteidigung des Christentums. Herausgegeben, übersetzt und erläutert von Carl Becker. (318.) München 1952, Kösel-Verlag. Kart. DM 22.—.

Wie alt sind doch die Vorwürfe gegen das Christentum und wie treffend vielfach schon die Gegenausführungen der christlichen Schriftsteller selbst aus der Zeit vor der Erlangung der Freiheit für die Kirche! Unter diesen ragt im Abendlande einer durch gewandte Sprache, Treffsicherheit der Erwiderungen und Klugheit in der Verteidigung, in seinem späteren Leben leider auch durch Überspannung der sittlichen Forderungen hervor: Tertullian, seines Zeichens Rechtsanwalt aus Karthago, der glänzende Verteidiger der Kirche gegen die Verleumdungen der Heiden, dessen Apologeticum wir darum auch heute noch sogar mit einem gewissen Genuß lesen. Wie aktuell scheinen doch auch jetzt noch manche Fragen von damals! Geschickt antwortet Tertullian auf die Beschuldigung wegen der thyesteischen Mahlzeiten mit dem Hinweise auf die hohe Moral der Christen, denen selbst die Tötung der Kinder im Mutterschoß verboten ist, um wieviel mehr also das Verzehren des Fleisches ihrer eigenen Kinder! Mit Recht und auch zu Unrecht wird oft das Wort von der „anima naturaliter christiana" zitiert. Wie konziliant, großherzig und doch auch voller Selbstbewußtsein!

In der vorliegenden Ausgabe ist der lateinische und deutsche Text nebeneinandergesetzt — also ohne Mühe für jeden zu lesen und zugleich auch wissenschaftlich verwertbar. Im beigefügten Register finden wir treffliche Hinweise zum Verständnis dieser Schrift, die vor mehr als 1700 Jahren niedergeschrieben wurde und doch noch Gegenwartsbedeutung besitzt.

Linz a. d. D. DDr. Josef Lenzenweger

Sebastian Franz Job. Ein Karitas-Apostel des Klemens-Hofbauer-Kreises (1767—1834). Mitstifter der Armen Schulschwestern von Unserer Lieben Frau. Mitstifter des Knabenseminars Carolinum in Graz. Von P. Eduard Hosp C. Ss. R. (158.) Mödling bei Wien 1952, St.-Gabriel-Verlag. Halbleinen geb. S 33.60.

Die Persönlichkeit des Hofkaplans und Beichtvaters Sebastian Franz Job erscheint schon deswegen liebenswert, weil er zum Klemens-Hofbauer-Kreis gehörte. Ein konzilianter, freundlicher, hilfsbereiter und dabei doch ganz der kirchlichen Erneuerung zugewandter Priester tritt vor uns hin — keineswegs der Typ eines unwürdigen geistlichen Hofschranzen oder devot ergebenen Dieners aus der Zeit des Vormärz. Sympathisch berührt uns, daß er in seiner Haltung gegenüber dem späteren Bischof Johann Michael Sailer auch mannhaft blieb, als man über diesen ohne Angabe von Gewährsmännern durchaus negativ an den Apostolischen Stuhl berichtete (S. 78 f.). Mit seinen Freunden, so z. B. Gregorius Thomas Ziegler, später Bischof von Linz, und Roman Zängerle, hernach Fürstbischof von Seckau-Graz, verwirklichte er in seinem Leben den Grundsatz: non praefuisse, sed profuisse iuvat. Demütig lehnt er eine Ernennung zum Bischof ab, einsatzbereit und aufopfernd aber lebt er seinen Aufgaben und jenen Stiftungen, bei deren Gründung er tatkräftig mitwirkte. Der bekannte und angesehene Autor, der lange Zeit verdienstvoll als Professor der Kirchengeschichte an der Ordenshochschule der Redemptoristen in Mautern gewirkt hat, versteht

es, in seiner nüchternen Art den hingebungsvollen, von echter Karitasgesinnung erfüllten Priester Job beredt vor uns hinzustellen.

Linz a. d. D. DDr. Josef Lenzenweger

Maria Ward. Ein kleines Buch von einer großen Frau. Von Maria Veronika Rubatscher. (119.) Speyer 1952, Pilger-Verlag. Kart. DM 4.—.

In den bittersten Zeiten der Katholikenverfolgung unter der in mancher Hinsicht auch tüchtigen Tochter der Anna Boleyn, Königin Elisabeth von England, entschließt sich ein adeliges Mädchen zur völligen Hingabe für Christus und die eine wahre, apostolische Kirche. Es verzichtet auf alles: das Glück einer Familie, die geliebte Heimat, und ist bis zum Lebensende bereit, Mißverständnis und Verdächtigung in treuem, nicht zu überbietendem Gehorsam zu ertragen und zu überwinden. Wir sind stolz darauf, daß Maria Ward in Österreich ein gewisses Verständnis für ihre Absichten fand. Gerne werden wir aus den Worten dieser großen Frau auch für unser Leben berücksichtigen: „Nach der Gnade ist der Humor das Notwendigste."

Der gründlichen Erforschung ihres Lebens und Werkes wird heute noch ein breiter Raum gewidmet (man denke an die nimmermüde Forschertätigkeit von Prof. P. Josef Grisar, Gregoriana-Rom), und darum begrüßen wir auch die Neuauflage dieses Büchleins, dem schon 1926 zur 1. Auflage Enrika von Handel-Mazzetti ein Vorwort gewidmet hat.

Linz a. d. D. DDr. Josef Lenzenweger

Der Himmel. Von Ludwig Hertling S. J. (144.) Mit Titelbild. München, Verlag Ars Sacra. Leinen DM 8.—, brosch. DM 5.40.

Die Neuauflage dieses selten schönen Buches ist mehr als gerechtfertigt. Jeder Christ, ob Laie oder Priester, ob gebildet oder ungebildet, wird tiefen seelischen Trost aus ihm schöpfen. Denn wie kaum ein anderer Schriftsteller versteht es Hertling, den Leser zunächst zum Verständnis, vom Verständnis zur ehrfürchtigen Liebe und von da zur Sehnsucht dessen zu führen, „was Gott denen bereitet hat, die ihn lieben". Besäßen wir doch viele solcher Monographien unserer christlichen Glaubenswahrheiten!

Linz a. d. D. Dr. E. Schwarzbauer

Die soziologischen Grundlagen der katholischen Sittenlehre. Von Werner Schöllgen. (Handbuch der katholischen Sittenlehre. Unter Mitarbeit von Professor Dr. Steinbüchl †, Professor Dr. Müncker und Professor Dr. Schöllgen, herausgegeben von Professor Dr. Fritz Tillmann †. Band V.) (410.) Düsseldorf 1953, Patmos-Verlag. Leinen geb. DM 22.50.

Was sonst in den Lehrbüchern der katholischen Moraltheologie meist nur kurz über den Einfluß der sozialen Umwelt („Sitte", soziales und gesellschaftliches „Milieu") gesagt wird, ist hier von dem anerkannten Fachmanne in einem Bande von 410 Seiten erschöpfend und systematisch dargestellt, obwohl der Verfasser bescheiden nur von einem „Versuch" schreibt sozialogisches Material für die Moraltheologie aufzuschließen (S. 11). Das Hauptanliegen dieses gut gelungenen Versuches scheint mir in der Anmerkung 2 auf S. 273 angegeben zu sein: „Wenn es die Aufgabe der Soziologie bleibt, die nicht immer erfreulichen Züge des menschlichen Gemeinschaftslebens als eines ‚vorhandenen' Seins nachzuzeichnen, so bleibt es ganz ebenso die Aufgabe der normativen Moraltheologie, diesem so erlösungsbedürftigen Gruppenleben die Hoffnungen des Evangeliums entgegenzuhalten. Diese bedingen und umschreiben ihren besonderen Typus von Menschenrechten, um dessen Klärung heute mit großem Ernst gerungen wird: Die Menschenrechte im christlichen Licht."

Nach der Einleitung über „die sittlich-religiöse Bedeutsamkeit des Forschungsbereiches der Soziologie" handelt der I. Hauptteil von Begriff, Methode und Reichweite der Soziologie und untersucht, wie weit sie für die katholische Moraltheologie Bedeutung hat. Im II. Hauptteil werden die Grundprobleme der Gesellschaftsordnung in soziologischer Sicht dargestellt.

Besonders erwähnenswert sind, um nur eines von vielen herauszuheben, die Ausführungen über die soziologische Problematik der kirchlichen Caritas in der modernen Welt. Anschließend finden sich gute Gedanken über Pastoralsoziologie, Sozialtheologie und christliche Soziologie, endlich über „Immanente oder transzendente Sanktion".

Schon die kurzen Angaben erweisen die vielen und wichtigen Probleme, die in diesem Buche besprochen werden. Seine Lektüre, besser sein Studium, wird jedem Seelsorger und Theologen reiche Frucht bringen.

Linz a. d. D. Dr. Ferd. Spiesberger

Laienmoral. Aufstieg zum Göttlichen. Von Sylvester Birngruber. (450.) Graz—Wien—Köln 1953, Verlag Styria. Leinen geb. S 71.40.

Es ist nicht Lokalpatriotismus, wenn hier das neue Buch von P. DDr. Sylvester Birngruber, Zisterzienser der Abtei Wilhering (bei Linz a. d. Donau), empfohlen wird. Der Verfasser hat sich ja vor einigen Jahren durch seine „Laiendogmatik" (Das Göttliche im Menschen) schon einen Namen gemacht. In der gleichen soliden Art gibt er nun dem Laien ein Lehrbuch der Sittlichkeitslehre in die Hand, in dem die wichtigsten Moralprobleme dargestellt und gelöst werden, wobei auf eine entsprechende Begründung nicht vergessen ist. Freilich wird es nicht in allen Einzelheiten Zustimmung finden. Es war ja in der Moral immer so, daß über einzelne Punkte die Ansichten auseinandergingen. Aber jeder kann mit gutem Gewissen in seiner Lebensführung sich nach der vorliegenden „Laienmoral" richten, zumal sie mehr „positiv" ist als „negativ". Auch für den Seelsorger ist das Buch eine gute Hilfe zur rechten Seelenführung.

Linz a. d. D. Dr. Ferd. Spiesberger

Aufbruch zur christlichen Sozialreform. Von Friedrich Funder. (171.) Wien-München 1953, Verlag Herold. Broschiert S 32.—.

Der große Wiener Moralprofessor und Sozialpolitiker Dr. Franz M. Schindler, gest. 1922, liebte es nicht, in der Öffentlichkeit die erste Rolle zu spielen. Er war der Urheber bahnbrechender Ideen, leitete Diskussionsabende, saß im Präsidium der österreichischen Katholikentage, war Gründer und Generalsekretär der Leogesellschaft, versah gegen Ende seines Lebens auch noch den Dienst eines Sektionschefs im Unterrichtsministerium, war Hofkaplan, Hofrat, päpstlicher Protonotar, Komtur des Franz-Joseph-Ordens mit dem Stern, aber wenn er vor seine Schüler oder die Öffentlichkeit trat, dann wirkte er durch sein Lächeln, seine vollkommene Beherrschtheit und sein Feingefühl, mit dem er in schwierigsten Lagen Gegensätze ausgleichen und böse Zusammenstöße vermeiden konnte. Nicht alle seine Vorschläge sind in die Tat umgesetzt worden, aber man darf nicht vergessen, daß die soziale Frage damals noch ziemliches Neuland war und vieles, was uns jetzt selbstverständlich erscheint, erst mühsam formuliert werden mußte.

Das Lebensbild Schindlers wird hier von einem Berufenen, dem Nestor der österreichischen Journalisten, Dr. Funder, mit Liebe und Verehrung gezeichnet. Dabei gewinnt das Werk um so mehr an Bedeutung, als der Verfasser vieles selbst miterlebt und auch sein eigenes reifes Können in den Dienst der christlichen Sozialreform gestellt hat. Auf den reichen Inhalt kann im Rahmen einer kurzen Besprechung leider nicht näher eingegangen werden. Es sei mir nur gestattet, einige Kleinigkeiten zu verbessern und einige Ergänzungen anzubringen. Der Name von Schindlers Geburtsort Motzdorf im Erzgebirge kommt von „Matthiasdorf". Der geistliche Beruf bei Franz und einem jüngeren Bruder, der leider früh als Professor des Neuen Testamentes an der Theologischen Lehranstalt in Leitmeritz starb, ist wohl durch den Onkel Ferdinand Schindler, der als Dechant in Dux gestorben ist, geweckt worden. Dieser hatte an die neugegründete Mädchenvolksschule 1859 Kreuzschwestern aus Ingenbohl berufen (die erste Niederlassung der Kreuzschwestern im alten Österreich) (zu S. 16). Schindler sollte nicht Direktor des Frintaneums werden, sondern als Hofkaplan einer der

vier Studiendirektoren unter der Oberleitung des Burgpfarrers (zu S. 74). Schindlers Plan zur Errichtung zweier rein deutscher Bistümer in Böhmen gelangte durch eine Indiskretion zur Kenntnis des nachmaligen Kardinals Kašpar, damals Direktor der Strakaschen Akademie in Prag, der dann die weiteren Schritte einleitete (zu S. 104). „Exprälat" Ehrhard ist kein Schreibfehler, da Pius X. ihm den Prälatentitel entzog. Erst Pius XI. hat Ehrhard den Titel wieder verliehen (zu S. 128).

Stift St. Florian Dr. Adolf Kreuz

Junger Arbeiter, wohin? Von Bischof Dr. Paul Rusch. (200). Innsbruck—Wien—München 1953, Tyrolia-Verlag. Kart. S 21.—.

Diese ehrliche und verstehende Frage eines Bischofs an den jungen Arbeiter ist ein wohltuender Beweis für die Sorge der Kirche um den Arbeiter von heute. Der wirklichen Not, die sich hinter der eleganten Schlurfmaske, dem lümmelhaften Gangstertum und der verbitterten Revolutionärsart verbirgt, wird gründlich nachgegangen und eine menschlich wertvolle, eben christliche Lösung gezeigt. Wenigstens für die Großstadttypen wäre freilich noch eine weitere Übersetzung und Hinführung durch Aktivisten und Jungarbeiterseelsorger notwendig. Mit diesem Buche ist für Jugendführer und Seelsorger ein dankenswerter Behelf gegeben, der außerdem noch in die Hand von Eltern, Berufsschullehrern und sonstigen Verantwortlichen gehörte.

Linz a. d. D. J. Weidinger

Lehrbuch des Kirchenrechts auf Grund des Codex Iuris Canonici. Begründet von † Eduard Eichmann. Neu bearbeitet und herausgegeben von Klaus Mörsdorf. Zweiter Band: Sachenrecht. Siebente, verbesserte und vermehrte Auflage. (512.) Paderborn 1953, Verlag Ferdinand Schöningh. Geb. DM 20.—, brosch. DM 16.—, Theologenausgabe DM 16.80.

In der Neuauflage des bekannten Werkes (siehe Jg. 1951, 2. Heft, S. 184, dieser Zeitschrift) sind nicht nur die Literaturverzeichnisse und die Literaturangaben auf den neuesten Stand gebracht und die zuletzt ergangenen Dekrete (z. B. über das eucharistische Nüchternheitsgebot) in den Text eingearbeitet, sondern auch manche Kapitel bedeutend erweitert. Um nur einige anzuführen: Zivilehe, Kompetenzen von Staat und Kirche in Ehefragen, kirchliche Todeserklärung, Wesen und wesentliche Eigenschaften der Ehe, Ehewillen, Feiertagsordnung in der Deutschen Bundesrepublik. Der Druck ist übersichtlicher, die Titel sind schärfer hervorgehoben.

Linz a. d. D. Dr. Karl Böcklinger

Quellen lebendigen Wassers. „Von der Fülle der sieben Sakramente." Von Eugen Walter. (X u. 366.) Freiburg, Verlag Herder. Leinen geb. DM 14.80.

Die seit dem Ende der Dreißigerjahre aus der Feder des Verfassers erschienenen feinen Bändchen über die einzelnen Sakramente (dazu: Sakrament und christliches Leben) fanden weite Verbreitung und erlebten teilweise Neuauflagen. Sie wurden zum Teil auch in dieser Zeitschrift besprochen. Nun sind sie längst vergriffen. Über Wunsch des Verlages wurden die acht Einzeldarstellungen in einem stattlichen Bande zusammengefaßt und teilweise überarbeitet (besonders Buße und Ehe). Die Darstellung des Priestertums wurde ganz neu geformt. Das Hauptanliegen des Verfassers ist seelsorglicher Natur. Überall werden daher auch die Beziehungen zum Leben wahrgenommen. Dem Priester wird das Werk als Quelle für Katechese und Predigt über die Sakramente, dem Laien als Lesung auch in der neuen Form sehr willkommen sein.

Linz a. d. D. Dr. J. Obernhumer

Seelsorge in der Pfarre. Erkenntnisse und Erfahrungen eines Großstadtseelsorgers. Von Theodor Bliweis. (304). Graz—Wien—Köln 1953, Verlag Styria. Leinen geb. S 69.30.

Vorweg sei bemerkt, daß es sich bei dieser wertvollen Neuerscheinung nicht um ein trockenes Lehrbuch oder systematisches Handbuch der Pfarrseelsorge handelt. Der zeitaufgeschlossene Wiener Pfarrer, der durch seine schriftstellerische Tätigkeit weit bekannt geworden ist, legt uns die Erkenntnisse und Erfahrungen einer 23jährigen Seelsorgearbeit vor. Ohne auf Vollständigkeit auszugehen, plaudert er lebendig und frisch, dabei offen und ehrlich über viele Fragen, die heute Seelsorger in Stadt und Land bewegen. Seine Worte über den Pfarrgedanken in der Seelsorge sind geradezu klassisch. In der Chronik eines halben Dezenniums läßt uns Pfarrer Blieweis einen sehr instruktiven Blick hinter die Kulissen seiner eigenen Arbeit tun. Ausführlich wird sodann die Seelsorge um die Eheschließung behandelt; Erwägungen und Vorschläge gelten dem Haushelferdienst in der Pfarre, dem Pfarrblatte und der Seelsorge in Briefen. Eine Fülle kleiner Anregungen zur seelsorglichen Praxis bildet den Abschluß. Eine begrüßenswerte Neuerung ist die Zusammenstellung von Büchern zur Seelsorge, wobei sich der Verfasser nicht mit der Titelangabe begnügt, sondern auch eine vollständige Inhaltsangabe und eine Wertung beifügt.

Für den, der das literarische Schaffen Pfarrer Blieweis' verfolgt hat, ist in dem Buche nicht alles neu. Manches ist schon in anderen Büchern des Verfassers oder im „Seelsorger" erscheinen. Hier ist nun alles zusammengefaßt. Das Buch darf nicht nur die größte Aufmerksamkeit der Seelsorger, sondern auch das Interesse der mit der Kirche lebenden Laien beanspruchen. Es enthält viele Anregungen, die Nachahmung verdienen — nicht nur in der Stadt, sondern auch auf dem Lande.

Linz a. d. D. Dr. J. Obernhumer

Franziskus in der Großstadt. Erfahrungen eines Hausmissionars. Von Reinhold Wick. 2. Auflage. (243.) Luzern, Verlag Räber & Cie. Kart. Fr 7.50, DM 7.20; Leinen Fr. 11.25, DM 10.80.

Ein großer Teil besonders der städtischen Bevölkerung findet heute den Weg zur Kirche und zum Priester nicht mehr. Angesichts der Größe der Pfarren und der sonstigen Inanspruchnahme sind in den Städten die Pfarrseelsorger oft kaum in der Lage, systematisch Hausbesuche zu machen. Darum haben sich in der Schweiz die Kapuziner zur Verfügung gestellt und betätigen sich als ständige Hausmissionare. Heute sind in Zürich fünf, in St. Gallen zwei Patres, in Basel vorläufig ein Pater mit dieser Hausmission beschäftigt.

P. Reinhold Wick O. M. Cap. hat über diese Art der Hausmission viele Vorträge gehalten und berichtet nun in dem vorliegenden interessanten Buche ausführlich darüber. Die hier niedergelegten Erfahrungen stammen aus der Hausmission in Zürich. Wenn sie auch zunächst Schweizer Verhältnisse berücksichtigen, können sie doch allgemeine pastorale Gültigkeit beanspruchen. Über die wechselvollen persönlichen Erlebnisse hinaus zeichnet der Verfasser mit kundiger Hand das Missionsfeld, besonders der Großstadt, mit seinen Problemen, den Seelsorgern gibt er eine Fülle von Anregungen — es fällt auch manches Licht auf die Landseelsorge und ihre Aufgaben —, allen aber flößt er Bewunderung für das selbstlose Wirken eines Hausmissionars ein.

Linz a. d. D. Dr. J. Obernhumer

Ein heiligmäßiger Seelsorger vor 100 Jahren. Kooperator Josef Pell in St. Marienkirchen bei Schärding (gestorben 1854). Von Dr. Karl Fruhstorfer. (37.) Zu beziehen durch den Oberösterreichischen Landesverlag Ried im Innkreis. S 3.50.

Von der in der „Rieder Volkszeitung" erschienenen Arbeit wurde dieser Sonderdruck hergestellt und als Kleinschrift herausgebracht. Unter gewissenhafter Benützung der nur mehr spärlich vorhandenen Quellen zeichnet der Verfasser das Lebensbild eines heiligmäßigen Seelsorgers der Diözese Linz, der vor hundert Jahren, erst 36jährig, starb. Kooperator Josef Pell hat auf sozialem Gebiete (Sorge für die Bedürftigen, für die Dienst-

boten), auf der Kanzel, in der Schule und ganz besonders im Beichtstuhle ganz Außerordentliches geleistet und eine über seine Pfarre weit hinausreichende Wirksamkeit entfaltet — und dies in einer Zeit, in der auch in Oberösterreich der Geist des Josephinismus noch nachwirkte. Die nette Broschüre verdient das Interesse nicht nur des Klerus, sondern auch weitester Kreise unseres Volkes.

Linz a. d. D. Dr. J. Obernhumer

Ordo Baptismi Parvulorum, e Collectione Rituum pro omnibus Germaniae Dioecesibus approbata excerptus. (48.) Ratisbonae, Sumptibus et Typis Friderici Pustet. Leinwand DM 15.—, Leder mit Goldschnitt DM 29.—.

Es ist ein großes Verdienst des Verlages Pustet in Regensburg, daß er nicht bloß Missalien in vornehmer, sakraler Ausstattung herausbringt, sondern sich auch bemüht, dem Priester für die Spendung der heiligen Sakramente würdige Sonderausgaben an die Hand zu geben.

Der vorliegende Ordo Baptismi ist ein wörtlicher Abdruck aus dem neuen Rituale Germaniens und ist wegen seiner schönen Ausstattung in Quart-Format für die deutschen Diözesen sehr zu empfehlen. Wenn der Priester bei der Taufe ein so schönes Tauf-Rituale zur Hand nimmt, fühlen die anwesenden Gläubigen schon aus diesem Umstande heraus, daß die Taufe ein großes und heiliges Sakrament ist.

Linz a. d. D. Josef Huber

Geheiligte Woche. Biblisch-Liturgisches Gebetbuch. Von L. Andrews-J. H. Newman, übersetzt von Otto Karrer. (120.) 8 Bilder in Tiefdruck. München, Verlag Ars sacra. Leinen geb. DM 3.90.

J. H. Newman, der spätere Kardinal, veröffentlichte 1840 eine Gebetssammlung, die Bischof Lancelot Andrews († 1626) aus der Heiligen Schrift, aus altkirchlichen Liturgien, aus Kirchenvätern und mittelalterlichen Frommen geschöpft hatte. Diese Gebetssammlung für Morgen und Abend und für die Tage der Woche, die Newman so anzog, daß er sie zunächst zum Gebrauch für seine Freunde und kurz darnach für alle herausgab, ist etwas vom Kostbarsten, was wir an Gebetsliteratur finden können. O. Karrer hat sie uns in dieser freien Übersetzung und Bearbeitung zugänglich gemacht. Frei von jeder Phrase, schlicht, und doch von unerreichter Tiefe, kraftvoll und innig zugleich spricht hier der Geist, nicht der Mund des Menschen. Die gute Verteilung auf Kurzzeilen ist nicht nur ein wertvoller Hinweis für den Vorbeter, sondern auch eine Anregung zur Meditation, die Tiefe jedes Gedankens auszuloten. Seelsorger und Laien, die Schulungen, Heimstunden und Vorträge mit einem hinreißenden Gebet einzuleiten oder zu beschließen pflegen, und alle, die ihr Gebetsgut kostbar bereichern wollen, werden dieses Büchlein über alles hochschätzen.

Linz a. d. D. Dr. Franz Mittermayr

Das weibliche Gewissen. Seine mannigfaltigen Erscheinungsweisen nach Formen, Wertinhalten und individueller Reifung. Eine empirische Untersuchung der Jugend weiblichen Geschlechts. Von Dr. Gerhard Clostermann. (Veröffentlichungen des städtischen Forschungsinstituts für Psychologie der Arbeit und Bildung in Gelsenkirchen. Heft 4.) (VII u. 248.) Mit 7 Figuren, 4 Tabellen und 1 Typenübersicht. Münster/Westfalen 1953, Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung. Geh. DM 11.50, Halbleinen DM 12.25, Leinen DM 13.25.

In mühsamer Kleinarbeit durch Befragung von Kindern und Jugendlichen (Aufsatzmethode) wurde das reiche Quellenmaterial dieser Arbeit gewonnen. Der Verfasser geht von einem sauberen Gewissensbegriff aus und umschreibt die angewandte Arbeitsmethode. Die Verarbeitung des Quellenmaterials nach den formalen und inhaltlichen Gewissenverläufen erfolgt im 2. Teil. Feinste Nuancierungen werden hier in den formalen Gewissensvorgängen beachtet. Für die Entwicklungspsychologie in religiöser, sozialpsychologischer und sittlicher Hinsicht ist die systematische Zusammenschau der Inhalte in den Gewissensverläufen besonders wertvoll. Das Aufzeigen zahlenmäßiger Vorkommnisse der verschiedenen Gewissensbezüge, die Pro-

tokolle, geben ein lebendiges Bild der seelischen Schwierigkeiten in der Jugendentwicklung.

So vereinigen sich in dieser ausgezeichneten Studie in glücklicher Weise Empirie und Systematik. Die Herausstellung der „Gewissensstimme" als bloßen Bewußtseinsaktes des „Ich, das zu sich spricht, nichts weiter" (53) ist für den Theologen ontologisch, nicht aber durchwegs ätiologisch vertretbar. Nicht völlig geklärt erscheint mir die Funktion des Gefühls im Gewissensbereich (58). Im ganzen ist diese neue Auflage des bereits 1933 erschienenen Buches („Um das Werden des jugendlichen weiblichen Gewissens") für Erzieher und Lehrer sehr wertvoll und aufschlußreich.

Linz a. d. D. DDr. Alois Gruber

Eigentümer und Herausgeber: Die Professoren der Phil.-theol. Diözesanlehranstalt in Linz. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Maximilian Hollnsteiner, Linz, Harrachstraße 7. — Verlag und Druck: O.-Ö. Landesverlag, Linz, Landstraße 41. — Printed in Austria.

ENGLER
INH. E. SCHILLE
LINZ · HAUPTPLATZ 22

Kirchensitztafeln
sowie alle übrigen Schilder in Porzellan, Email, Aluminium usw.
Porzellan-Grabplatten, mit und ohne Fotografie, für Grabkreuze und Grabsteine.
JOSEF ENGLER, INHABER EDUARD SCHILLE
Linz, Melichargasse 4a, Niederlage Hauptplatz 22

Kunstanstalt für 50 JAHRE kirchliche Metallgeräte
WILHELM STIEBLER
Linz an der Donau
Erzeugung und Renovierung von kirchlichen Metallgeräten aus edlen und unedlen Metallen
Herrenstraße Nr. 40

Reparaturen
Stimmungen
Ventilatoren
—
Orgel-Neu- u. -Umbauten

ORGELBAUANSTALT
GEBRÜDER MAURACHER
LINZ a. d. DONAU
STIFTERSTRASSE 21 – TEL. 21516
Gegr. 1818
130 Jahre Orgelbau in der Familie

Abgeschlossen und vollständig lieferbar!

HANDBUCH DER KATHOLISCHEN SITTENLEHRE

Unter Mitarbeit von Prof. Dr. Theodor Steinbüchel,
Prof. Dr. Theodor Müncker und Prof. Dr. Werner Schöllgen
herausgegeben von Prof. Dr. Fritz Tillmann

I

Die philosophische Grundlegung der katholischen Sittenlehre

Bearbeitet von Prof. Dr. Theodor Steinbüchel
Vierte, durchgesehene Auflage in zwei Halbbänden
Insgesamt 740 Seiten / Leinenband, DM 33.—

II

Die psychologischen Grundlagen der katholischen Sittenlehre

Bearbeitet von Prof. Dr. Theodor Müncker
Vierte, neubearbeitete Auflage / 334 Seiten / Leinenband, DM 18.—

III

Die Idee der Nachfolge Christi

Bearbeitet von Prof. Dr. Fritz Tillmann
Vierte, neubearbeitete Auflage / 296 Seiten / Leinenband, DM 16.50

IV

Die Verwirklichung der Nachfolge Christi

Bearbeitet von Prof. Dr. Fritz Tillmann
Vierte, durchgesehene Auflage in zwei Halbbänden
1. Teil: Die Pflichten gegen Gott
316 Seiten, Leinenband, DM 14.—
2. Teil: Die Pflichten gegen sich selbst und gegen den Nächsten
495 Seiten, Leinenband, DM 19.—

V

Die soziologischen Grundlagen der katholischen Sittenlehre

Bearbeitet von Prof. Dr. Werner Schöllgen
424 Seiten / Leinenband, DM 22.50
„... Über das Gesamtmoralwerk Tillmanns ein Wort zu verlieren, erübrigt sich, ist doch sein Handbuch eine der glänzendsten Leistungen der neueren Moraltheologie ..."
Theologisch-praktische Quartalschrift

PATMOS-VERLAG DÜSSELDORF

MAUSBACH-ERMECKE

Katholische Moraltheologie

Von JOSEF MAUSBACH

Neubearbeitung herausgegeben von Dr. theol. Dr. phil. Dr. jur. utr.
GUSTAV ERMECKE
Professor der Moraltheologie in Paderborn

Band I **Die allgemeine Moral.** 1. Teil: Grundzüge einer Fundamentalmoral. 2. Teil: Die Lehre von den allgemeinen sittlichen Pflichten der Nachfolge Christi zur Gleichgestaltung mit Christus und Verherrlichung Gottes in der Auferbauung seines Reiches in Kirche und Welt. 8., neubearbeitete Auflage. XXXII und 444 Seiten, kartoniert DM 21.—, gebunden DM 23.—

„In der ‚Katholischen Moraltheologie' von J. Mausbach besitzen wir im deutschen Sprachraum ein Lehrbuch von wissenschaftlich wie didaktisch gleich hervorragender Güte und von ausgeprägter Eigenart, dem andere Länder kaum etwas Gleichwertiges an die Seite zu stellen haben. Es ist deshalb außerordentlich erfreulich, daß dieses Lehrbuch nach dem frühen Tode von P. Tischleder, der vor dem Kriege die 8. Auflage besorgt hatte, nicht verwaist bleibt und veraltet, sondern nun in dem Paderborner Moraltheologen Prof. Ermecke einen sachkundigen Bearbeiter gefunden hat ..." Franziskanische Studien.

„... Kein geeigneterer Moraltheologe als Prof. Ermecke konnte mit der Neuherausgabe des Mausbachschen Lehrbuches beauftragt werden. Dem Neuherausgeber ist es wirklich gelungen, die Einheit des Lehrbuches, dessen 3. Band nun vorliegt, viel straffer, grundsätzlicher zu gestalten ... Wir können dem Verfasser nur höchste Anerkennung zollen ..." Univ.-Prof. Dr. A. F. Utz OP in „Politeia".

In Kürze erscheint:

Band II **Die spezielle Moral.** 1. Teil: Der religiöse Pflichtenkreis. 9., neubearbeitete Auflage.

Es liegt bereits vor:

Band III **Die spezielle Moral.** 2. Teil: Der irdische Pflichtenkreis. Die Lehre von den sittlichen Pflichten des Apostolates zur Auferbauung des Reiches Gottes in Kirche und Welt. 9., neubearbeitete Auflage. XXVIII und 316 Seiten, kartoniert DM 15.—, gebunden DM 17.—

ZU BEZIEHEN DURCH DIE BUCHHANDLUNG DES

OÖ. LANDESVERLAGES
LINZ (DONAU), LANDSTRASSE 41

KLEIDERHAUS
Alois Dobretsberger
LINZ, LANDSTRASSE 23
BESTAND SEIT 1860

Talare (Kammgarn) ab 800.-
Anzüge („) ab 700.-
Hosen („) ab 200.-
Tiroler Lodenmäntel
(Himalaya) ab 560.-
Gummimäntel — Dirtl-Trench
STOFFE zu Fabrikpreisen
Reichhaltiges Lager! Eigene Erzeugung!

GEISTL. RAT LEOPOLD SCHWARZ

Im Kristall des Kirchenjahres

Das geschätzte Predigt- und Betrachtungswerk
4 starke Bände, broschiert DM 30·—
porto-, zoll- und verpackungsfrei

WINFRIED-VERLAG / AUGSBURG
AM DOM

SCHREIBMASCHINEN
MAYER
Fachgeschäft für den gesamten Bürobedarf
Reichhaltiges Lager in Schreib-, Rechen-, Büromaschinen Vervielfältigungsapparate / Eigene Spezial-Reparaturwerkstätte / Sämtliche Büroartikel / Große Auswahl in Füllhaltern / Reparaturen in eigener Werkstätte
Linz (Donau), Bischofstraße 11
Telefon 25 65 35